

Star-Autor Nassim Taleb: «Die Schweiz ist das stabilste Land der Welt»

Nummer 1 – 4. Januar 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Von Hitler bis Hildebrand: 80 Jahre Weltwoche

Die abenteuerliche Geschichte der ältesten Schweizer Wochenzeitung.

*Von Andreas Kunz*

## Einkommen wie Chefärzte

Wie EU-Bürger in den Schweizer Sozialstaat einwandern. *Von Alex Baur*

## Wunschkind auf Bestellung

Augenfarbe, Haare, Geschlecht: Mediziner designen Babys.

*Von Melanie Mühl*



# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



## Peter von Matt: Zeitgeists schönes Echo

Er ist der Grossintellektuelle der Schweiz, dem alle Herzen zufliegen.  
Keiner passt sich so schlank ans politisch Gewünschte an. Von Urs Paul Eng...

### Macht und Verführung

der und...



Einmalig Fr. 5.-

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement für nur Fr. 40.-. Sie erhalten 10 Ausgaben der Weltwoche und kostenlosen Zugang zur Weltwoche-Online sowie den Apps (einmaliger Download Fr. 5.-).  
Telefon: 043 444 57 01, Mail: kundenservice@weltwoche.ch, oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

## Intern

Als die *Weltwoche* vor achtzig Jahren zum ersten Mal erschien herrschte eine schwere Wirtschaftskrise, und in Deutschland war Adolf Hitler an die Macht gekommen. Die Gründer Karl von Schumacher und Manuel Gasser entwickelten auf einer Zugfahrt von Paris nach Toulon die erste Schweizer Wochenzeitung. Ein halbes Jahr später, am 17. November 1933, war die *Weltwoche* – *Unabhängige schweizerische Umschau* geboren. Durch seine nazikritische Haltung erlangte das Blatt über die Landesgrenzen hinaus grosses Ansehen. Nach dem Krieg festigte die *Weltwoche* ihren Ruf als unabhängige, nonkonformistische Stimme



Weltwoche-Gründer: von Schumacher ...



... und Gasser.

mit Autoren wie Thomas Mann, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt oder Niklaus Meienberg. Andreas Kunz ist für die Titelstory ins Archiv gestiegen. Im Gespräch mit ehemaligen Mitarbeitern erörterte er den «Weltwoche-Geist»: die Herausforderung eines Wochenblatts, die eigene Überflüssigkeit durch kluge, kreative, spannende oder amüsante Artikel jede Woche neu zu überwinden.

Gleichzeitig starten wir eine neue Serie, in der wir während des Jubiläumsjahres wöchentlich einen Artikel aus unserem Archiv abdrucken. Den Anfang macht ein Bericht aus der ersten Ausgabe, in dem den Lesern erklärt wurde, wie man in Deutschland nach Hitlers Machtübernahme neu zu grüssen hat. **Seite 22, 25**

Die Sitzordnung im Parlament des Europarats in Strassburg ist alphabetisch geordnet – neben der Zürcher FDP-Nationalrätin Doris Fiala sitzt kein Geringerer als Wjatscheslaw Fetisow,

ehemals gefürchteter Verteidiger der sowjetischen Eishockeynationalmannschaft. Bald entwickelte sich zwischen den beiden eine Freundschaft. Fetisow organisierte für Fiala sogar eine exklusive Führung durch den Kreml. Ende letzten Jahres kam der russische Hüne auf Einladung der Nationalrätin nach Zürich, um ein Referat über «Migration und Aids» zu halten. Die Schweizerin und der Rus-



Besuch im Kreml: Fiala und Fetisow.

se arbeiten bei verschiedenen Projekten im Bereich Jugend und Sport zusammen. Wir nutzen die Gelegenheit, um mit dem legendären Eishockey-Spieler ein ausgedehntes Gespräch über seine Karriere und das russische Verhältnis zu Europa zu führen. Ausserdem bedanken wir uns bei Nationalrätin Fiala, die dieses Interview für uns eingefädelt hat. **Seite 52**

Zum Jahresbeginn baut die *Weltwoche* ihr Angebot aus. Wir freuen uns sehr, den ehemaligen deutschen Bundesbanker und Bestsellerautor Thilo Sarrazin als Kolumnisten begrüßen zu können. Sarrazin wird einmal im Monat einen «Brief aus Berlin» verfassen (Seite 15). Mark van Huisseling findet sich neu auf der letzten Seite im Heft. Er trifft jede Woche eine Persönlichkeit, in dieser Ausgabe den stilvollsten Mann der Unterhaltungsbranche, Waris Ahluwalia. Dadurch gibt es kleinere Verschiebungen, Beatrice Schlags Gesellschaftskolumne ist neu im vorderen Teil platziert (Seite 19) und die beliebte «Hochzeits»-Seite von Franziska K. Müller ist ebenfalls an einem neuen Ort (Seite 63).

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, alles Gute im neuen Jahr und weiterhin viel Vergnügen mit dieser Zeitung.

Ihre Weltwoche

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (Leitung Inland)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

**Layout:** Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (Leitung)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@aextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





## «Parc & Diamond» Diamanten-Seminar

Erfahren Sie das Geheimnis des «Königs der Edelsteine» und erhalten Sie Einblick in die Kunst der Diamanten-Bewertung.

In diesem exklusiven Diamanten-Seminar der Beyer Chronometrie, des traditionsreichsten und ältesten Uhren- und Schmuckgeschäfts der Schweiz, in Zusammenarbeit mit dem 5-Sterne Park Weggis, erhalten Sie einen Einblick in die Welt der Diamanten.

Durch das Seminar führt Carlo Mutschler, Leiter des Goldschmiedateliers bei Beyer. Er bringt den Teilnehmern das Wunder der seltenen Steine näher: «In zwei Stunden wird zwar niemand zum Gemmologen», sagt Mutschler. «Aber jeder kann danach mit seinem Wissen Diamanten richtig beurteilen.» Die Teilnehmer lernen, Steine zu differenzieren, Qualität zu erkennen, Zertifikate zu interpretieren und die verschiedenen Angebote richtig einzustufen. Mit diesem Grundwissen ist jeder in der Lage, sich beim Kauf eines Diamanten ein objektives Bild zu machen. Im Seminar der Beyer Chronometrie erhalten die Teilnehmer einen Einblick in die reiche Historie des Diamanten.



Der ausgewiesene Fachmann Carlo Mutschler gilt als Koryphäe auf dem Gebiet der Edelsteine. Nach dem Seminar besitzen Sie ein breites Grundwissen, damit es zu keinen Fehlkäufen kommt.

### PROGRAMM

**Samstag, 12. Januar 2013**  
Individuelle Anreise zum Park Weggis

**16 Uhr**  
Kursbeginn mit Willkommens-Aperitif, 2-stündiges Diamantenseminar in der Aquarius Hall mit Carlo Mutschler, Leiter des Goldschmiedateliers bei Beyer und Diamantspezialist

**20 Uhr**  
Diamanten-Aperitif mit Verlosung eines Brillanten im Wert von Fr. 2000.–.  
Vier-Gang-Abendessen im Restaurant Sparks

**Sonntag, 13. Januar 2013**  
Frühstück  
Individuelle Abreise

### Weltwoche-Spezialangebot

**Diamanten-Seminar «Parc & Diamond»**  
Samstag, 12. Januar 2013 mit einer Übernachtung im 5-Sterne Superior Park Weggis

#### Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement

Übernachtung im Doppelzimmer:  
Fr. 344.– pro Person  
Übernachtung im Einzelzimmer:  
Fr. 408.– pro Person  
Aufpreis von Fr. 34.– pro Person bei Bestellung von Sonntagsbrunch statt Frühstücksbuffet.

Im Arrangementpreis enthalten sind:  
Willkommensaperitif, 2-stündiges Diamantenseminar, Diamanten-Aperitif nach dem Seminar mit Verlosung eines Brillanten im Wert von Fr. 2000.–, 4-Gang-Abendessen im Restaurant Sparks (ohne Getränke), Übernachtung mit Frühstück, kostenlose Benützung des Spabereichs mit 30 Grad warmem Aussenpool und Fitnessbereich.

**Veranstaltungsort**  
Park Weggis, Hertensteinstrasse 34,  
6353 Weggis, [www.parkweggis.ch](http://www.parkweggis.ch)

**Anmeldung**  
per E-Mail an: Katrin Roth, PR & Sponsoring bei Beyer Chronometrie, unter [katrin.roth@beyer-ch.com](mailto:katrin.roth@beyer-ch.com). Die Platzzahl ist beschränkt auf 30 Personen. Die Anmeldungen werden nach Eingangsdatum berücksichtigt.  
[www.beyer-ch.com](http://www.beyer-ch.com)

# Kapitalismus

**Libor-Krise, neue Klagen aus den USA und der Ruf nach strengeren Vorschriften für die Banken: Es ist Zeit, die Marktwirtschaft zu verteidigen.**

Von Roger Köppel

Im Zuge der jüngsten Vorfälle um die UBS (Libor) und die Zürcher Kantonalbank (US-Kunden) erschallt mit neuem Nachdruck der Ruf nach noch mehr Regulierung und staatlichen Vorschriften im Finanzsektor. Kritiker und Moralisten sehen sich in ihrem Vorurteil bestätigt, dass den «gierigen» Bankmanagern, deren «kriminelle Energie» ja hinlänglich erwiesen sei (siehe Subprime, siehe Libor, siehe Steuerhinterziehung), endlich das Handwerk gelegt werden müsse. In seinem Neujahrsleitartikel gab der *Tages-Anzeiger* denn auch unmissverständlich seiner Hoffnung Ausdruck, dass der durch die Ereignisse befeuerte aus- und inländische Behördenaktivismus in Richtung Regulierung zu einer Art «Renaissance» einer «neuen Moral» führen werde, welche die Schweiz hoffentlich beherzige. Man stehe an einem «moralischen Wendepunkt».

Natürlich gibt es gute Gründe für Stirnrünzeln und Verärgerung. Kurz vor den Weihnachtsferien ereilten uns neue Hiobsbotschaften von der UBS. Wie die Grossbank selber treuherzig in ausführlichen Dokumentenlieferungen an ihre amerikanischen Ankläger belegte, gab es in ihren Reihen Mitarbeiter, die sich an der Manipulation von Libor-Sätzen massiv beteiligten. Trotz ihrer vorbildlichen Offenheit traf die Bank, die der US-Konkurrenz seit längerem ein Dorn im Auge ist, mit voller Wucht der Hammer. Die amerikanischen Behörden, die bisher noch kein eigenes Institut in der Libor-Affäre bestrafte, sprachen eine Busse von über einer Milliarde Franken gegen die Schweizer aus, weitere Millionenbussen kamen dazu und werden folgen.

Ähnliche Entrüstung produzierte die mit einer offiziellen Staatsgarantie gedeckte Zürcher Kantonalbank. Ihr wird von US-Behörden aktive Beihilfe zu Steuerdelikten vorgeworfen. Das Damoklesschwert einer Anklage schwebt in der Luft. Das alles heisst zwar nicht, dass an den Vorwürfen etwas dran ist, aber man fragt sich trotzdem, auch hier nicht zu Unrecht, wie es überhaupt möglich ist, dass eine aufgrund ihrer Staatsgarantie eigentlich zur Langeweile, zur Harmlosigkeit und zur territorialen Selbstbeschränkung verdammte kantonale Finanzanstalt ins Visier der US-Behörden geraten konnte, was doch minimale Verstrickungen in eine Art Auslandsgeschäft



«Höhere Vernunft staatlicher Vorschriften.»

voraussetzt. Sollten Kantonalbanken im Ausland tätig werden, wo doch am Ende der Staat, also der Steuerzahler, das Risiko trägt?

Kritik ist berechtigt, aber den neuen Medien-Moralisten sei eine Einsicht des strengen Königsberger Moralphilosophen Immanuel Kant ans Herz gelegt, der in einem Augenblick der Erleuchtung erklärte: «Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts Gerades gezimmert werden.» Der Satz trifft es präzise: Menschen sind fehleranfällige Lebewesen. Und alles, was sie anfassen und herstellen, ist ebenfalls fehleranfällig. Auf unser Thema gemünzt: Selbstverständlich gab es grosse unternehmerische Fehler vor und während der Finanzkrise. Natürlich sind Banken nicht gefeit gegen kriminelle Mitarbeiter, die mit Geschick und dank Vorgesetzten, die ebenfalls Fehler machen, ihr Unwesen treiben können. Wo Menschen handeln und geschäften, passieren Fehler.

Ebenso klar ist: Nicht weniger fehler- und korruptionsanfällig sind der Staat und seine Organe. Die Finanz- und Wirtschaftskrise liefert eine Fülle von Beispielen: Am Ursprung des amerikanischen Immobiliendebakels, an dem die UBS in naivem Ur-Vertrauen auf die Verlässlichkeit der US-Politik kräftig mitmischte, stand der politische Entscheid, allen Leuten, die in den USA ein Häuschen kaufen wollten, diesen Kauf zu ermöglichen, auch wenn sie über keinerlei Kapital verfügten. Selbst nach Ausbruch der Finanzkrise 2007 bekamen Hauskäufer neue Steuerrabatte vom US-Schatzamt. Auch 1300 Gefängnisinsassen, darunter 240 lebenslängliche, sicherten sich durch Tricks insgesamt neun Millionen Dollar. Inkompetenz ist keine exklusive Domäne des Finanzsektors.

Kein Regulator und kein Gesetzgeber sah die Wirtschaftskrise voraus oder unternahm etwas, um sie zu verhindern. Im Gegenteil. Es gab schon vor der Finanzkrise strenge Auflagen an die Banken, ihre riskanten Geschäfte mit erhöhtem Eigenkapital zu unterlegen. Was passierte? Die riskanten Geschäfte wurden unter den Augen der Aufsicht legal aus der Bilanz genommen in spezielle Vehikel ohne Unterlegungspflicht. In anderen Fällen blieben die riskanten Immobilienanlagen unsichtbar, weil sie von den offiziell anerkannten Rating-Agenturen als risikofrei beurteilt wurden – ähnlich übrigens wie Staatsanleihen, zu deren Kauf die Banken keine Eigenmittel aufbringen mussten, weil das Ausfallrisiko von den Agenturen für nichtig erklärt worden war. Auch diese regulatorische Gewissheit ist in den letzten Jahren implodiert.

Der Glaube daran, eine verschärfte Aufsicht werde es richten, ist weitverbreitet, aber er ist falsch. Einer der grössten Finanzskandale der jüngsten Gegenwart, das milliardenverbrennende Schneeball-Schema des Starbetrügers Bernard Madoff, fand direkt unter den blinden Augen der amtlichen Kontrolleure statt. Die US-Behördenaufsicht SEC war wiederholt von Insidern informiert worden, Madoffs Investitionen könnten nicht aufgehen, doch unternommen wurde nichts.

Ähnliches trug sich beim Libor zu. Bereits 2008 wusste der heutige US-Finanzminister Timothy Geithner, damals noch Chef der New Yorker Filiale der US-Zentralbank, dass der Referenzzins manipuliert wurde. Geithner belies es bei ein paar unverbindlichen Empfehlungen an den Vorsteher der englischen Zentralbank, die selber die Banken indirekt ermutigt hatte, den Libor-Satz tief zu halten, um keine Panik an den Märkten auszulösen. Wenn die Libor-Manipulationen so schlimm waren, warum haben die Behörden nichts dagegen unternommen, als sie erstmals davon hörten?

Etwas ist sicher: Mehr Vorschriften, mehr staatliche Eingriffe, mehr Regulierungen führen zu geringerem Wachstum und weniger Wohlstand. Oft treffen Regulierungen die Falschen, meistens sind sie wirkungslos, häufig kontraproduktiv, in der Regel werden sie umgangen. Es ist schick geworden, die erwähnten Beispiele zu Symptomen einer Systemkrise des Kapitalismus umzudeuten. Das ist Unsinn. Menschen machen Fehler, aber die Marktwirtschaft bleibt das bisher beste bekannte System, das Wachstum, Wohlstand und persönliche Freiheit verbindet. Darum wurde es mit Erfolg von einst sozialistischen Staaten wie China, Indien und Russland übernommen. Der Glaube an die höhere Vernunft staatlicher Vorschriften ist ein Luxus, den man sich neuerdings im Westen wieder leisten zu können glaubt.



Projekt Wunschkind: Seite 46



Geheiss von oben: Hitlergruss. Seite 25



Kulturwandel: Bundespräsident Maurer. Seite 12



Rachsüchtig: syrische Rebellen. Seite 42

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

9 Kommentar Rosinenpickerei – Unwort des Jahres

9 Im Auge Veronica Lario, Scheidungssiegerin

10 Bildung Moderne Unterrichtsmethoden

10 Finanzplatz Ende des Datenschutzes

11 Personenkontrolle Bruderer, Wyss, Maurer, Kennedy etc.

11 Nachruf Norman Schwarzkopf, US-General

### 12 Projekt Selbstwertsteigerung

Ueli Maurer kämpft gegen Unterwürfigkeit und Defätismus

14 Umwelt Plastik im Meer

15 Berlin Was bedeutet Kanzler Steinbrück für die Schweiz?

16 Die Deutschen Was ist der Garant der Demokratie?

16 Wirtschaft Mit hohen Bussen werden Aktionäre bestraft

17 Ausland Israels gefährliche Nachbarschaft

18 Mörgeli VIP-Pass statt Staatsbonzen

18 Bodenmann Offizielles Bundesratsfoto 2013

19 Medien Medienleute von 2013

19 Gesellschaft Facebook official

20 Leserbriefe/ Darf man das?

## Hintergrund

### 22 Die Stimme der Vernunft

80 Jahre Widerspenstigkeit: zum Geburtstag der Weltwoche

25 Zeitgeschichte Artikel aus der ersten Weltwoche

### 26 Einkommen wie Chefärzte

Die Personenfreizügigkeit zieht immer mehr Leute aus dem EU-Raum an, die in der Schweiz Fürsorge beziehen wollen

28 Verkehr Aufstand der Autofahrer

29 Tierschutz Hunde und Katzen auf dem Speiseplan?

### 30 Gleichmachen ohne Macherinnen

Magere Bilanz des eidgenössischen Gleichstellungsbüros

### 32 «Stell dir die Wirtschaft wie eine Katze vor»

Fünf Regeln, um von Krisen zu profitieren

### 35 Die hässliche Supermacht

Warum Amerika gegen Schweizer Banken vorgeht

36 USA Freundschaft ist keine Einbahnstrasse

### 38 Le chef

Nachruf auf den Zürcher Selfmade-Millionär Fred Tschanz

### 40 Die schrille Feministin

Laurie Penny, 26, britische Bloggerin und Bestseller-Autorin

### 42 Zeit der blutigen Vergeltung

Syriens Freischärler rücken langsam, aber unaufhaltsam vor

44 Justiz Schlamperei am Weltstrafgericht

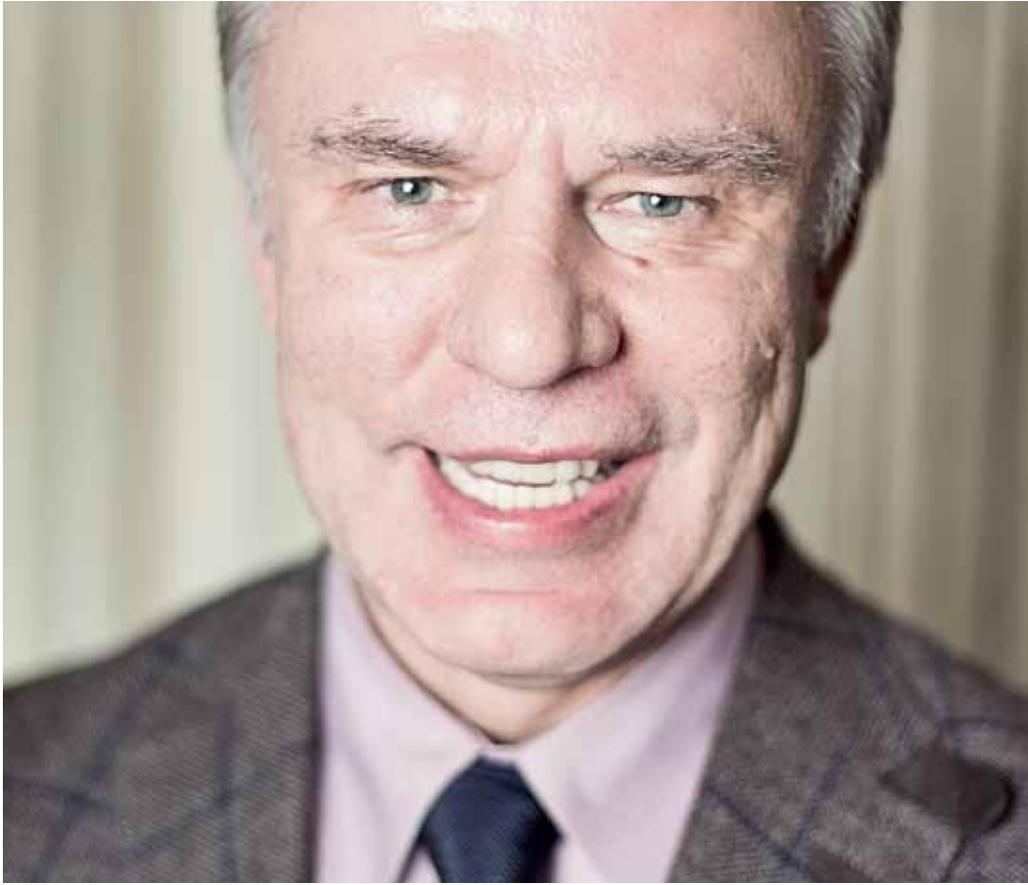
45 Fragebogen Hans Magnus Enzensberger zu Europa und EU

### 46 Wunschkind auf Bestellung

Ein Arzt garantiert Babys mit dem gewünschten Geschlecht

### 48 Freiheit als Pflicht

Der Autor und Philosoph Albert Camus wird neu entdeckt



«Wir haben bei uns keine griechischen Verhältnisse»: Gouverneur Fetisow. Seite 52

## Interview

### 52 «Ihr versteht uns einfach nicht»

Wjatscheslaw Fetisow ist eine Legende des russischen Eishockeys. Er verteidigt Präsident Putin und findet, dass der Westen sein Land völlig falsch einschätze

## Stil & Kultur

56 Stil & Kultur photo 13: Maag-Halle Zürich

58 Bestseller

### 58 Der Herbst des Patriarchen

Eine neue Biografie zeigt, wie Fidel Castro die Welt jahrzehntelang begeistern und narren konnte

59 Jazz Dani Felber Big Band Explosion

60 Top 10

60 Kino «Les saveurs du Palais»

61 Fernseh-Kritik «Controluce»

62 Namen Opernhaus-Intendant Andreas Homoki

63 Hochzeit Sophie Clark und Karl Wood

63 Thiel Wahrheitsserum

64 Wein Bandol La Migoua 2010

64 Die Besten Der Spion, der aus der Kälte kam

65 Auto Bentley Continental GT Speed

65 Zu Tisch Klaus Erfort, Gastkoch am Gourmet-Festival St. Moritz

66 MvH trifft Im Spa mit Waris Ahluwalia, Designer und Schauspieler

**Jetzt  
exklusiv für  
Weltwoche-  
Leser!**



Als Abonnent/-in  
der Weltwoche  
jetzt TV-Star

**CHF 60.-**  
günstiger.

### TV-Star – Ihre Schweizer Fernseh-Stars

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

**Jetzt bestellen und  
CHF 60.- sparen:  
Telefon 043 444 57 01**

**DIE WELTWOCH**  
**TVstar**



# Pad

**Lesen Sie den Tages-Anzeiger auf dem iPad. Abonnenten der Printausgabe haben  
kostenlosen Zugriff auf sämtliche Artikel.** Dranbleiben. [www.tagesanzeiger.ch/ipad](http://www.tagesanzeiger.ch/ipad)

**Tages-Anzeiger**

# Unwort des Jahres

Von Philipp Gut — Wer der Schweiz «Rosinenpickerei» vorwirft, will Geld und meint Gehorsam. EU-Kommissarin Viviane Reding ist bloss das jüngste Beispiel.



Anpassungswelle: EU-Kommissarin Reding.

**D**örrfrüchte können hochpolitisch sein. In einem Gespräch mit der *Sonntagszeitung* warnte EU-Kommissarin Viviane Reding pünktlich zum Jahresende, die Schweiz könne «nicht nur Rosinen picken». Sie müsse sich bewegen: «Wir sind mit den statischen bilateralen Verträgen am Ende.» Gleichzeitig forderte Reding mehr Geld für die neuen Oststaaten (die bereits eine «Kohäsionsmilliarde» plus Nachschlagszahlung bekommen haben).

«Rosinenpickerei»: Das Wort hat einen beeindruckenden Endspurt hingelegt in den letzten Monaten und Tagen des abgelaufenen Jahres. Der *Tages-Anzeiger*, wie die *Sonntagszeitung* zum Zürcher Grosskonzern Tamedia gehörend, machte den Leitartikel der Silvesterausgabe mit einer Rosinenpicker-Karikatur auf.

Gemäss Duden bedeutet «Rosinen heraus-, aus dem Kuchen picken» so viel wie «sich von etwas das Beste nehmen, aussuchen, aneignen». Was das Wörterbuch nicht sagt: «Rosinen picken» ist eine Redewendung, die bevorzugt in einem bestimmten politischen Kontext gebraucht wird – sie dient zur Charakterisierung des Verhaltens der Schweiz gegenüber der EU.

## Asozialer Schlaumeier in den Alpen?

Der Begriff wird ausschliesslich abwertend eingesetzt: Wer Rosinen pickt, ist ein egoisti-

scher Spielverderber und asozialer Schlaumeier, den es zu erziehen und zu disziplinieren gilt. Von der EU wird der Ausdruck immer dann ins Spiel gebracht, wenn sie Druck aufbaut und etwas will von der Schweiz. Geld oder Gehorsam. Meist beides zusammen.

Die Rede vom «Rosinenpicken» kehrt in Schüben wieder. Man kann sie wie einen Fiebermesser lesen, der anzeigt, wenn es wieder heiss wird zwischen der EU und der widerspenstigen Gebirgsdemokratie. Es werde notwendig, «sich anzupassen», sagte der damalige EU-Kommissar Günter Verheugen exakt vor neun Jahren, im Januar 2004. Die Zeiten seien vorbei, in denen die Schweiz «die Rosinen aus dem europäischen Kuchen picken» könne, tönte es damals. Und Verheugen fügte bei: «Es wird eine Beteiligung erwartet.» Es standen die Osterweiterung und die Milliardenzahlung der Schweiz bevor.

## Legitime Interessenwahrung

Wenn ein souveräner, gleichwertiger Verhandlungspartner für sich «das Beste» herauszuholen sucht (Duden), würde man in der klassischen Aussenpolitik von legitimer «Interessenwahrung» reden. «Rosinen picken» hingegen signalisiert: Es gibt kein Drittes, wir lassen kein Anders- und Draussen-Sein zu. Wer «Rosinen picken» sagt, meint Anpassung und Unterordnung. Und in letzter Konsequenz Beitritt.

Das gilt auch für einheimische Kritiker des vorgeblichen Ego-Trips der Schweiz. Günter Verheugen hielt seine Rosinenpicker-Rede («Das Problem der Schweiz liegt nun einmal in der besonderen Ausprägung von Demokratie und Föderalismus») in Bern vor Schweizer Sozialdemokraten – und erntete Beifall. Der Grund liegt auf der Hand: Die SP will, damals wie heute, in die EU.

«Rosinen picken» ist das Unwort des Jahres 2012. Dass es just jetzt wieder Konjunktur hat, ist kein Zufall. Es steht die nächste Anpassungswelle bevor. «Wir haben im letzten Jahr mehr Europa-Recht verabschiedet als in den zehn Jahren davor. Dieses Recht muss von der Schweiz übernommen werden», dekretiert EU-Kommissarin Reding im *Sonntagszeitungs-Interview*.

Der doppelte Standard ist nicht zu übersehen. Die EU verfolgt genau das, was sie der Schweiz ankreidet: ihre eigenen Interessen. Rosinen bleiben eine unterschätzte Dörrfrucht.

# Der Mist der Rose



Veronica Lario, Scheidungssiegerin.

**E**inen ganz schön fetten Komposthaufen hinterlässt dieser Rosenkrieg. 36 Millionen Euro Alimente, pro Jahr; macht 100 000 jeden Tag auf dem Konto der geschiedenen Signora Berlusconi. Aber jeder Trennungsschlacht geht auch das romantische Werbeverfahren des Lockens, Balzens und Imponierens voraus, und darin war Silvio Berlusconi meisterlich, wie er denn auch als politischer Verführer bewies. Er liess sich von seinem Kumpel Bettino Craxi, dem späteren Regierungschef, ins Mailänder Manzoni-Theater mitschleppen, wo Craxis heimliche Geliebte auf der Bühne stand. Silvios Auge fiel sofort auf den üppigen Busen einer andern Darstellerin, die sich Veronica Lario nannte, nach dem Hollywoodstar Veronica Lake. Um sie herumzubekommen, kaufte er ihr gleich das Theater.

Veronica war die Tochter einer Supermarktkassiererin aus Bologna und hiess eigentlich Miriam Raffaella Bartolini. Ihre aufsehenerregendste Filmrolle spielte sie im Horrorstreifen «Tenebrae», darin wird sie von einem Blutsäufer mit dem Beil erschlagen. In den achtziger Jahren, als Silvio Berlusconi mit seiner Erstfrau verheiratet blieb, gebar Veronica im Verborgenen drei Kinder, das erste, Barbara, kam in einer Klinik in Arlesheim, Baselland, zur Welt. Berlusconis Zweitfamilie führte eine heimliche Existenz im verwunschenen Palazzo Belvedere in Macherio bei Monza, aus dem er Veronica jetzt per Scheidungsurteil vertreibt.

Wird sich die Geschiedene vermehrt in S-chanf im Engadin zeigen, wo sie ihrer Mutter Flora vor sechs Jahren ein Haus gekauft hat? Die alte Dame hat im 741-Seelen-Dorf ihre Papiere hinterlegt, und vielleicht folgt die Tochter ihrem Beispiel und arrangiert eine Steuerpauschale für die 36 Millionen. Sicher ist, dass Silvio Berlusconi sparen muss, sein Vermögen ist in der Krise von 9 auf 4 Milliarden geschrumpft. Er macht auch vor seinen Liebsten nicht halt. Als Padrone des Fussballklubs AC Milan verkauft er den Stürmer Pato, den Liebhaber der Tochter Barbara, in dessen Heimat Brasilien zurück, für lumpige 15 Millionen.

Peter Hartmann

## Genial altbacken

Von Lucien Scherrer — Moderne Unterrichtsmethoden sind besser. Aber nur in der Theorie.

Wenn ein Lehrer vor der Klasse steht und allen Schülern gleichzeitig erklärt, wie der Satz des Pythagoras funktioniert, so nennt man das heute abschätzig: Frontalunterricht. Der Klassenunterricht, wie er eigentlich heisst, steht bei «progressiven» Bildungstheoretikern etwa so hoch im Kurs wie das Feldschiesen oder das Konkurrenzdenken. Die Schüler, so ihre Kritik, würden nach dem Giesskannenprinzip mit Wissen gefüttert und so zu unselbständigen Konsumenten erzogen. Zeitgemässer Unterricht hat gemäss «moderner» Lehre nach dem Lustprinzip zu funktionieren: Der Lehrer ist eine Art «Coach» im Hintergrund, die Kinder bestimmen selber, was sie gerade lernen wollen. In der Praxis sieht das etwa so aus: Fritzli übt Pantomime, Heidi löst Rechenaufgaben, Abdul hat gerade keine Lust auf Lernen und erholt sich auf dem Klassensofa. «Schülerzentrierter Unterricht» oder «selbstgesteuertes Lernen» nennt man das, und selbstverständlich ist für dessen Anhänger klar, dass dieses Prinzip dem altbackenen Frontalunterricht haushoch überlegen ist.

### Von positiven Effekten keine Rede

Wissenschaftlich belegen liess sich das bisher allerdings nicht, im Gegenteil. «Frontalunterricht macht klug», titelte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* kürzlich. Die Zeitung stützt sich auf die Arbeit «Is Traditional Teaching Really all that bad?», die der Münchner Wissenschaftler Guido Schwerdt 2011 veröffentlichte. Da es für Deutschland kaum Datenmaterial gibt, wertete Schwerdt grossangelegte Schülerbefragungen und -tests aus den USA aus. Dabei zeigte sich, dass Schüler, die nach traditionellen Methoden unterrichtet wurden, in Wissens-tests signifikant besser abschnitten als jene, die sich selbstgesteuert bildeten.

Von einem positiven Effekt der neuen Methoden, so Schwerdts Fazit, könne keine Rede sein. Natürlich lassen sich die Verhältnisse in den USA nicht 1:1 auf Deutschland oder die Schweiz übertragen. Doch wer sich hierzulande bei Lehrern, Schülern und Eltern umhört, die mit selbstgesteuerten Experimenten konfrontiert sind, ist über das Ergebnis der Studie kaum überrascht. In der Praxis sind schwache und mittelmässige Schüler mit der grossen Freiheit überfordert, die Motivation sinkt. Die Befürworter konstruktivistischer Theorien haben sich bisher darauf beschränkt, ihre Überlegenheit philosophisch zu begründen. Dabei wäre es eigentlich an ihnen, wissenschaftliche Beweise zu liefern.

## Mitschmoren

Von Urs Paul Engeler — Das Ende des Datenschutzes von Bankkunden haben die Mitte-Parteien zu verantworten, die der Fiskalministerin zudienten.

Die deutschen Linken, die am 12. Dezember das Steuerabkommen mit der Schweiz zerzaust haben, erhalten schneller als erwartet recht. Gewiss, allzu hoch pokern mussten sie nicht. Sie wussten, dass nie gilt und stimmt, was die schweizerische Vertragspartnerin Eveline Widmer-Schlumpf sagt, sie wussten, dass der Satz: «Es gibt nur diesen Vertrag und keinen anderen», nur der Irreführung der Schweizer Landsleute diene, und sie wussten, dass die Bundesrätin den «nachgebesserten» Forderungen des Auslands umgehend wieder stattgeben wird.

Nur eine Woche und einen Tag nach ihrem Nein zum Modell der Abgeltungssteuer durften die deutschen Scharfmacher feiern. Da verkündete die Finanzministerin erstens, den automatischen Informationsaustausch von privaten Steuerdaten mit Drittstaaten ins Auge zu fassen, und zweitens, dass sie diese politische Spitzkehre in Absprache mit dem Gesamtbundesrat vollziehe. Die erste Aussage hat die BDP-Frau, wie gehabt, mit Hilfe ihrer Sprecher und geneigter Medien rasch wieder umzubiegen versucht; die zweite bleibt als Lüge stehen. Nicht nur die Mitglieder der Landesregierung waren konsterniert über die dreiste Unkollegialität ihrer damaligen Präsidentin. Auch die Chefbeamten des Departements glaubten ihren Ohren nicht trauen zu



Büchse der Pandora: FDP-Präsident Müller.

können: Sie waren gleichentags pflichttreu dabei, in eine andere Richtung zu arbeiten.

Dass Widmer-Schlumpf eigenmächtig, undemokratisch und rücksichtslos vorgeht, ist üblich und bekannt und damit keiner besonderen Erwähnung mehr wert. Allerdings absolvierte sie ihren jüngsten Egotrip auf einem Tabuterrain. Aussenpolitisch bedeutet er Ausverkauf. Innenpolitisch zerstört er das über Jahrhunderte gewachsene Verhältnis des Vertrauens des Bürgers zum Staat und das des Staates zum Bürger.

### Die Komplizen reiben sich die Augen

Zum anderen stellt der populistische Präsident der Bundesratspartei FDP plötzlich die Frage nach der Rolle, welche die Solistin Widmer-Schlumpf in der Landesregierung spielt. Er will ihr das zentrale Steuerdossier entziehen. Der gute Mann wäre in seinen Bemühungen zu unterstützen, wenn er erstens nicht zu spät käme und zweitens nicht Mittäter wäre. Zwar hat die FDP die erklärte Etatistin offiziell nicht unterstützt, doch es war ein gutes Dutzend (nicht nur welscher) Freisinniger, die ihre Wahl in den Bundesrat erst möglich gemacht hatten. Und in der Folge trottete die Partei seit 2010 kreuzbrav hinter der Finanzministerin und allen ihren Anträgen, das Steuerrecht umzukrempeln, her. Nie war Kritik zu hören, schon gar nicht generelle Opposition gegen den prononciert antiliberalen Kurs.

Mehr noch: Der heutige FDP-Präsident steht in der zentralen Verantwortung für diese Politik, die den Datenschutz für Bankkunden zuerst aufgeweicht hat und nun, durchaus konsequent, ganz demoliert. Er war es, der 2010 die Büchse der Pandora geöffnet und die FDP mit einer völlig unausgegorenen «Weissgeldstrategie» auf den fatalen Kurs getrieben hat. Er war es auch, der effekthascherisch auf die bösen Banken eindrosch, und offenbar bis vor kurzem nicht realisiert hat, dass er nur den freien Bürger angreift.

Nun bestaunt der Zauberlehrling seine Katastrophe; und die Komplizen aus der politischen Mitte reiben sich die Augen. Zu rechtfertigen gibt es nichts: Die Kräfte, die Eveline Widmer-Schlumpf zudienten, haben die politischen Resultate auf ihrem Gewissen. Sie schmoren nun mit in dieser Brühe. Es sei denn, sie rafften sich zu grundsätzlicheren Entscheidungen auf als der Transfer eines Dossiers, dessen Ergebnis von links und im Ausland bereits beklatscht wird.

## Personenkontrolle

### Bruderer, Wyss, Maurer, Kennedy, Friedman, Gerber, Ammann, Ursprung, Hug

Nach Zofingen im letzten Juni muss am Samstag, 19. Januar, die aargauische Gemeinde Schafisheim bei Lenzburg dran glauben und Ständerätin **Pascale Bruderer** (SP) zu einem «Apéro fédéral – REGIONAL» empfangen. Unter diesem Titel kündigt die linke Politikerin an, sämtliche Bezirke des Kantons heimsuchen und dort «im gemütlichen Rahmen über politische Aktualitäten» zu plaudern. Das Verkaufskonzept in eigener Sache ist ebenso wirksam wie billig. Bruderer, die mit dem Marketingprofi **Urs Wyss** (Ticketcorner, Ringier AG) verheiratet ist, pickt irgendeine Stadt oder grössere Kommune heraus, die den



*Plauderstunde:* SP-Ständerätin Bruderer.

Werbeanlass wohl oder übel gratis zu organisieren und überdies den Apéro, zu dem Bruderer (auf Ständeratspapier) freundlich einlädt, zu berappen hat. Was im Falle von Schafisheim auch darum speziell ist, wird die Gemeinde doch mit einem SVP-Wähleranteil von rund 40 Prozent klar bürgerlich dominiert. Gemeindeammann **Adolf Egli** (SVP) rechnet mit Kosten von gut 500 Franken. (*upe*)

Im Bundesbriefmuseum zu Schwyz beschwor Bundespräsident **Ueli Maurer** in seiner Neujahrsansprache – mit einer umständlichen Neuübersetzung des berühmtesten Zitats von **John F. Kennedy** – den Geist der drei Eidgenossen: «Die Gemeinschaft Schweiz funktioniert nur dann, wenn wir uns alle immer wieder fragen, was wir für unser Land tun können. [...] Die Gemeinschaft Schweiz kann auf Dauer nicht funktionieren, wenn wir uns nur noch fragen, was der Staat für uns tun soll.» **Milton Friedman** als Vordenker des Neoliberalismus hielt nichts von Kennedys Klassiker, wie er in seinem Buch «Kapitalismus und Freiheit» schrieb. Der Staat sei weder die Mutter, die für die Bürger Sorge, noch der Meister, dem sie dienen, sondern der Zusammenschluss von freien Menschen, um ihre gemeinsamen Ziele zu erreichen und vor allem ihre Freiheit zu



*Warten auf die Hymne:* SGG-Präsident Gerber.

bewahren. Wetten, dass die alten Eidgenossen eher wie Milton Friedman dachten als wie Ueli Maurer? (*sär*)

Zum 1. August hatte alt Staatssekretär **Jean-Daniel Gerber**, der neue Präsident der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG), offiziell angekündigt, er werde mit der SGG dafür sorgen, den «Schweizerpsalm» als Landeshymne abzuschaffen und durch einen modernistischeren Gesang zu ersetzen. Seit her sind fünf Monate ins Land gegangen, ohne dass das Projekt Konturen gewonnen hätte. Auf Nachfrage kann SGG-Geschäftsführer **Herbert Ammann** weder das versprochene Wettbewerbsreglement liefern noch die Einsetzung der hochkarätigen Jury bekanntgeben, noch die Zahl der bereits eingegangenen Vorschläge benennen. Bereits 2015, so Gerbers enger Zeitplan, soll der Bundesrat den SGG-Song, den es noch nicht gibt, zur neuen Hymne erklären. (*upe*)

Die Suche nach einem Nachfolger von **Fritz Ursprung**, dem über die unsaubere Vergabe von Informatikaufträgen gestrauchelten Ex-Chef der Eidgenössischen Steuerverwaltung, gestaltete sich schwierig. Alles, was in der Schweizer Steuerberaterszene Rang und Namen hat, wurde angefragt – erfolglos. Mit **Adrian Hug**, seit 2007 Leiter des Steueramtes des Kantons Zürich, wurde man doch noch fündig. Hug bringt die notwendigen politischen Voraussetzungen mit, um im Departement **Widmer-Schlumpf** zu reüssieren: Er war CVP-Gemeinderat in der Stadt Zürich und politisierte als solcher zuverlässig am linken Rand seiner Fraktion. (*fsc*)



*Gesucht, gefunden:* Steuerbeamter Hug.

## Nachruf



*Diplomatisch:* US-General Schwarzkopf.

**Norman Schwarzkopf (1934–2012)** — Seine grösste Leistung stammte aus der turbulenten Umbruchzeit nach dem Kalten Krieg. Die Operation «Desert Storm» 1991 sollte die Truppen des irakischen Diktators Saddam Hussein aus Kuwait verdrängen. General Norman Schwarzkopf kommandierte eine Koalitionsstreitmacht von mehr als 500 000 Mann aus 34 Nationen. «Stormin' Norman» war mit einem vulkanischen Temperament ausgestattet, das unter Druck explodieren konnte. Dennoch gelang es ihm, im Verlauf der Kampfhandlungen mit diplomatischem Geschick die Koalition zusammenzuhalten.

Schwarzkopf war Truppenführer, kein Stratege. Der eigentliche Kriegsplan mit den grossangelegten Luftschlägen zu Beginn und dem kurzen Landkrieg durch die Wüste war in Washington ausgeheckt worden. Washington bestimmte auch, wann der Krieg zu Ende war – nach nur vier Tagen Landkrieg, zu früh nach Schwarzkopfs Meinung. Er sollte recht bekommen.

Saddam Hussein konnte einen Grossteil seiner Truppen aus der Umklammerung lösen und in den Irak zurückschleusen. Der Golfkrieg endete zwar mit einem militärischen Triumph für Schwarzkopf und die Amerikaner. Auf einen Einmarsch in den Irak wurde verzichtet. Die Tragödie hatte damit aber erst ihren Anfang genommen.

Schwarzkopf stammte aus Trenton, New Jersey, war Absolvent der Kadenschmiede in West Point. Er diente mit Auszeichnung im Vietnamkrieg. Seine Memoiren «It Doesn't Take a Hero» wurden zum Bestseller. Er starb 78-jährig in Tampa, Florida, dem Sitz des Central Command. *Hansrudolf Kamer*

# Projekt Selbstwertsteigerung

Ein Essay von Urs Paul Engeler — Ich-Schwäche, Unterwürfigkeit und Defätismus bestimmen die Schweizer Politik. Als Bundespräsident will Ueli Maurer Stolz und nationale Selbstbestimmung zurückgewinnen.



Wenn nötig Gegendruck: Armeechef und neuer Bundespräsident Maurer.

Nach neun Jahren amtiert wieder einmal der Verteidigungsminister als schweizerischer Bundespräsident. Die Wahl war zwar nur eine Laune der Regeln der Anciennität und damit kein bewusster politischer Akt. Doch nach noch mehr Jahren steht der Landesregierung erstmals ein Verteidigungsminister vor, der – im Gegensatz zu vielen seiner Vorgänger im Amt – sich dieser Rolle nicht schämt und ihrer nicht bereits beim Amtsantritt überdrüssig war, sondern ein Bundesrat, der seine Funktion mit Begeisterung lebt. Ja, ein Magistrat, der das Verteidigungsressort gar als sein Lieblingsdepartement bezeichnet.

Solche Bekenntnisse haben die Schweizer Bürger in den Zeiten vor und nach Adolf Ogi («Abstieg in die B-Liga») nie mehr empfangen dürfen. Sowohl Kaspar Villiger (FDP), der nur auf die erste Gelegenheit zum Wechsel in ein «Schlüsseldepartement» wartete, wie auch

Samuel Schmid (SVP, dann BDP), der weder Engagement noch Leistungen zeigte und primär Parteipolitik betrieb, versuchten nie, der Sicherung des Landes ihren aktuellen Sinn zu geben. Es regierte der geistige, konzeptionelle und materielle Abbau bis hin zur Verklüderung.

---

## Das sind nicht nur Worte; der Bundespräsident zielt auf einen Kulturwandel.

---

Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) ist der Verteidigungsminister, der sein Fernziel, aus dem politisch vernachlässigten und verunsicherten Haufen Uniformierter «die beste Armee der Welt» zu schaffen, noch nicht erreicht hat und niemals erreichen wird, der aber den Wehrmännern, den Kadern wie den Soldaten, neues

Selbstbewusstsein eingeflösst hat. Und er lässt keinen Raum für Zweifel, dass er die Sicherheit des Landes und die zentralen Instrumente, die diesem Zweck dienen (zuvorderst die Armee), wieder ins Zentrum der eidgenössischen Politik rücken will und wird. Das sind nicht nur Worte; der Bundespräsident zielt auf einen Kulturwandel.

### Zum Nutzen des Landes

Denn gleichzeitig hat Maurer angekündigt, dass er die Politik des Landes gegenüber den Pressionen ausländischer Staaten neu konzipieren will: selbstbewusstes Abwarten, aktive Wahrung der eigenen wirtschaftlichen und politischen Interessen, Handeln zum Nutzen des Landes und nicht nach den Wünschen anderer Mächte, wenn nötig Gegendruck, Stärke statt Schwäche. Beide Ziele – die Aufwertung der Armee und die neuen aussenpolitischen

Akzente – sind enger miteinander verbunden, als es scheinen mag.

Mit den neuen Akzenten wird die sicherheitspolitische Diskussion, die sich bis vor kurzem fast ausschliesslich um die Frage drehte, wie viel Armee-Abbau in welchem Tempo möglich sei, in eine ganz andere und relevantere Richtung gelenkt. Die Debatte im Sinne des Bundespräsidenten muss aufzeigen, welche Bedeutung eine ernsthaft betriebene bewaffnete Landesverteidigung zur Bildung selbstbewusster Bürger hat und welche Zeichen damit nach aussen gesetzt werden.

Die Landesverteidigung ist von der allerwichtigsten Bundesaufgabe (bis Ende der 1970er Jahre) im Jahr 2010 zum viertrangigen Thema abgerutscht – und hält heute, knapp vor der Landwirtschaft, noch Platz fünf der eidgenössischen Aktivitäten. Werden die Aufwendungen der Kantone auch noch in diese Bilanz einbezogen, so wird der Stellenwert der militärischen Verteidigung noch marginaler. Das Verteidigungsbudget ist sowohl in absoluten wie relativen Beträgen geschrumpft, von 26 Prozent der Bundesausgaben im Jahre 1970 auf noch 7,5 Prozent im laufenden Jahr. Teuerungsbereinigt ist der Verteidigungsetat im Zeitraum einer Generation auf rund die Hälfte gesunken.

### Die Mär von der Alpenfestung

Im Gegensatz zur öffentlichen Wahrnehmung hat das Ausland diese Politik der schleichenden Selbstentwaffnung nicht mitgemacht und, wie noch zu zeigen sein wird, auch nicht honoriert. Sämtliche internationalen Statistiken belegen, dass die Schweiz mit ihrer lauen Bereitschaft, sich militärisch zu wehren, in die hintersten Regionen abgeglitten ist. Der standardisierte Massstab dazu ist, die Verteidigungsausgaben mit der Wirtschaftsleistung des Landes (BIP) zu vergleichen. Gemäss Auflistung des «CIA World Factbook» (einsehbar unter [www.indexmundi.com](http://www.indexmundi.com)) rangiert die Schweiz mit dem BIP-Prozent, das sie in ihre Sicherheit investiert, im letzten Viertel aller Staaten, gemeinsam mit Madagaskar, Bhutan oder Benin auf Platz 130 von 170. Die Weltbank errechnet für die Schweiz einen noch tieferen BIP-Wert: 0,9 Prozent (nachzulesen auf [www.google.com/publicdata](http://www.google.com/publicdata)). Von dieser tiefen Kennzahl geht auch das Stockholmer International Peace Research Institute (Sipri) aus.

Die aktuellste Rechnung – ein Budget von rund 4,7 Milliarden Franken bei einem BIP von 586 Milliarden – ergibt noch den bescheidenen Wert von knapp 0,8 Prozent. Mit diesem Minimaleinsatz rangiert die Schweiz weit hinter allen vergleichbaren Staaten, auch hinter Österreich. Die nachprüfbaren Zahlen widerlegen endgültig die Mär von der hochgerüsteten Festung in den Alpen. Kommt dazu, dass ein Grossteil dieser beschränkten Mittel nach den Vorgaben angeblich hilfsbereiter

Verbündeter (Nato-Kompatibilität, Auslandseinsätze) verwendet wird.

Noch wichtiger als der momentane Zustand ist indes der Trend. Die Welt rüstet nicht etwa ab, sondern auf, und dies massiv: Zwischen 2001 und 2010 stiegen die Ausgaben für die Armeen insgesamt um 50 Prozent (Quelle: Sipri). Kostentreiber waren nicht allein die USA, die ihre Kraft, rund um den Globus politisch und mit Waffengewalt zu intervenieren, erhalten wollen. Auch Russland, das nach 1990 erstmals wieder zur drittstärksten Militärmacht aufgestiegen ist, wie auch China (die Nummer zwei) oder die erfolgreichen Tigerstaaten Asiens zweigen immer mehr Geld für ihren militärischen Schutz ab.

Der Blick in diese Boom-Regionen belegt, dass der wirtschaftliche Aufschwung und die wachsenden Investitionen in die militärische Sicherheit sich in enger Korrelation befinden. Modellhaft zeigt dies China, das keine Angriffs-, sondern eine Defensivdoktrin pflegt und – in erstaunlicher Parallelität zu seinem

---

### Die reiche Schweiz ist keineswegs von entwaffneten europäischen Freunden umzingelt.

---

ökonomischen Wachstum – die militärische Sicherung seines neuen Wohlstandes und künftiger Errungenschaften; das Verteidigungsbudget wächst laut Sipri jährlich um stolze 6,7 Prozent.

Der gleiche Vorgang kann vor den Toren Europas verfolgt werden. Die wirtschaftlich ebenfalls munter wachsende Türkei stützt den Plan ihrer Premiers, sich deutlicher von der Europäischen Union abzuwenden und selbstbewusst zur eigenständigen regionalen Führungsmacht aufzusteigen, mit unverhohlener militärischer Stärke. Das gesunde Land am Bosphorus unterhält derzeit die fünfzehntstärkste Armee der Welt und stellt dafür 5,3 Prozent des BIP (Quelle: «CIA World Factbook») zur Verfügung. Die aktuelle weltpolitische Formel lautet: Je erfolgreicher ein Land wirtschaftet, umso grössere Sorge trägt es der Sicherung seiner Errungenschaften und Interessen.

Die reiche Schweiz, in Gefahr, sich gehen zu lassen, ist keineswegs von entwaffneten europäischen Freunden umzingelt. Grossbritannien unterhält die viertgrösste Armee der Welt, Frankreich ist die Nummer fünf, Deutschland die neun und Italien die elf. Und, abgesehen vom Spezialfall Deutschland, sind nirgends Absichten zu erkennen, die gewaltigen Potenziale herunterzufahren. Im Gegenteil: Grossbritannien hat sich im letzten Jahrzehnt um zusätzliche achtzehn Prozent hochgerüstet; und die Atommacht Frankreich kündigt an, der Armee auch 2013 die gleich hohen Ressourcen wie bis anhin (2,5 Prozent des BIP) zur Verfügung zu stellen.

Nur das prosperierende Deutschland opfert die Wehrpflicht und kürzt sukzessive die Budgets der Bundeswehr, bis 2015 um nochmals zehn Prozent. Was wie die Entkräftung der These von der Wechselbeziehung zwischen Erfolg und Verteidigungsbereitschaft wirkt, bestätigt den Satz. Derweil die hochgerüstete Grande Nation keine Anstalten macht, für die Rettung des Euro zu bluten, sondern keck Forderungen stellt, macht das schwächliche Deutschland sich zum europäischen Narren und finanziert das von «Freunden» inszenierte Trauerspiel direkt (via Rettungsschirm) und vor allem indirekt (ungesicherte Kredite der Bundesbank) mit mittlerweile Hunderten von Milliarden. Den Rest der verlorenen Achtung sichert sich das Land, das sich systematisch plündern lässt, mit Kriegsrhetorik («Die Kavallerie ausreiten lassen!»), die dem Willen zur Abrüstung widerspricht, und realen ökonomischen Attacken auf die noch kraftloser gewordene Schweiz.

Die ohnmächtige Eidgenossenschaft muss sich ernsthaft überlegen, welche Signale sie nach aussen sendet und welches Selbstbild sich in den letzten Jahren entwickelt hat. Sicherlich können der wirtschaftliche Imperialismus und die Kolonialisierung des Rechtssystems, denen die Schweiz ausgesetzt ist, nicht mit einer starken Armee direkt bekämpft werden. Doch die unüberlegte Schwächung der militärischen Mittel, verbunden mit einer naiven Andienung an internationale Gebilde, hat das Selbstwertgefühl des Landes nachhaltig zerstört. Die Folgen sind die blinde Öffnung der Grenzen, die eilfertige Erfüllung ausländischer Forderungen und die passive Rolle als Spielball fremder Akteure.

### Es genügt, sie zu haben

Eine starke Armee und deren ausreichende Bewaffnung verfolgen heute nicht den Zweck zu schießen, Menschen und Güter zu vernichten; dies ist und bleibt unwahrscheinliche Ultima Ratio. Sie dienen auch nicht allein der militärischen Abschreckung. Armeen haben jedoch wichtige innen- und aussenpolitische Funktionen: Nach innen tragen sie wesentlich dazu bei, den Bürgern und deren Repräsentanten ein gesundes Gefühl der Sicherheit und der Stärke zu geben, nach aussen generieren sie Respekt. Die Bewaffnung signalisiert, dass die Nation sich nicht aufgibt, dass sie ihren Platz in der globalen Welt behauptet oder auch ausbauen will, wirtschaftlich wie politisch. Man muss eine kampffähige Armee nicht in den Einsatz schicken; um Wirkung zu erzielen, genügt es, sie zu haben und zu zeigen.

Diese Überlegungen sind keineswegs überholt, wie das Verhalten von fast allen anderen Staaten beweist. Ueli Maurer hat sich zum Ziel gesetzt, hierzulande eine Wende einzuleiten: ein ebenso wichtiges wie ambitioniertes Vorhaben. ○

# Plastik im Meer

Von James Hamilton-Paterson — Das Verbot von Wegwerf-Säckli warf in der Schweiz hohe Wellen. Kritiker machten sich lustig, die Empörung war gross. Eigentlich aber ist das Verbot gar nicht so unvernünftig.



Es besteht die Befürchtung, dass die Plastik-Tüten irgendwann in den Ozeanen landen.

Mitte Dezember 2012 haben der Nationalrat und der Ständerat der Schweiz die Motion von Dominique de Buman für ein Verbot von Wegwerfplastiktüten angenommen. Damit steht nun auch die Schweiz auf der länger werdenden Liste von Ländern, welche die Verwendung solcher Supermarkttüten verbieten oder einschränken. Es ist ein umstrittenes Thema. In San Francisco sind sie vor kurzem verboten worden, während in Toronto das Verbot rückgängig gemacht wurde mit der Begründung, es schade kleineren, verletzlicheren Geschäften. In anderen Ländern versuchen Supermärkte seit langem, den Verschleiss solcher Tüten einzuschränken, indem sie Geld dafür verlangen.

Solche Tüten sind biologisch schlecht abbaubar, weshalb die Befürchtung besteht, dass ein Teil davon früher oder später durch Abwasserleitungen und Flüsse ins Meer gelangt. Nun ist die Schweiz ein ordentliches Binnenland, in dem man mit Abfall diszipliniert und auf technisch fortschrittliche Weise umgeht, weshalb die Gefahr der Umweltverschmutzung durch solches Plastik nicht sonderlich gross sein dürfte.

In anderen Ländern ist man in dieser Hinsicht viel weniger streng: In Italien ist der Anblick von in die Flüsse Arno oder Po hängenden Bäumen, deren Äste mit Girlanden aus

vielfarbigen Plastikfetzen behängt sind, bereits ein vertrauter. Ein Grossteil dieser Abfälle gelangt dann ins Meer und trägt bei zu den gewaltigen Mengen im Wasser treibender Plastics, die mittlerweile berüchtigt sind. Denn obwohl sie von den Wellen in immer kleinere Teilchen zerfetzt werden, scheint doch kein wesentlicher chemischer Abbau stattzufinden.

## Schockierende Berichte

Die Berichte in den Medien über gigantische Gebiete schwimmenden Mülls inmitten der Ozeane sind schockierend, insbesondere wenn die schädlichen Auswirkungen auf Meerestiere wie Wale, Delfine oder Meerestiere beschrieben werden. Der Eindruck, dass zum Beispiel im Nordpazifik auf einer Fläche von der Grösse des Staates Texas sich Flaschen, Tüten und weitere Arten von Plastikmüll angehäuft haben und nun träge in den Wirbeln der Meeresströme drehen, ist völlig falsch: Solche Plastikmüllhalden sind nicht nur von Satelliten aus nicht zu erkennen, sondern auch selten von Wissenschaftlern, die sich über die Reling eines Schiffes lehnen. Denn die dem Wasser entnommenen Proben sind in der Regel kleiner als 1 Zentimeter und wiegen weniger als 0,15 Gramm. In den meisten Fällen handelt es sich vielmehr um mikroskopisch kleine Fragmente.

Wie gross dieses globale Problem tatsächlich ist, lässt sich schwer einschätzen, da es an den entsprechenden Daten fehlt. Niemand weiss, wie viele Plastikbruchstücke in die Ozeane gelangen. Die letzte Zahl (geschätzte 6,4 Millionen Tonnen jährlich) stammt aus dem Jahr 1975. Das war dreizehn Jahre vor dem Inkrafttreten des weltweiten Verbots, Abfälle im Meer zu verklappen (Marpol, Zusatz V). Wahrscheinlich stammen 80 Prozent der Abfälle im Meer vom Festland und nur 20 Prozent (meist Fischereiausrüstungsgegenstände) von Schiffen und Bohrinseln. Doch obschon diese Zahlen oft zitiert werden, gibt es dafür keine verlässlichen Belege.

## Es gibt eine gewisse Hoffnung

Ein Ergebnis der Gesetze ist, dass alle Gegenstände auf einer Bohrinsel heutzutage mit einem Code versehen werden müssen. Einer der beliebtesten Orte für die Sichtung von

## Wie die Schweiz können die USA sich ein Verantwortungsgefühl für ökologische Folgen leisten.

Meeresmüll ist die zu Texas gehörende Padre Island, südlich von Corpus Christi und unmittelbar nördlich der Grenze zu Mexiko. Der dortigen Strömungen wegen wird fast alles, was im Golf von Mexiko über Bord geht, irgendwann auf Padre Island angeschwemmt, und das meiste lässt sich dann einer bestimmten Bohrinsel zuordnen.

Dass jemand auf diese Weise zur Rechenschaft gezogen werden kann, lässt eine gewisse Hoffnung für die Zukunft der Meere zu. Wie die Schweiz können die USA sich ein Verantwortungsgefühl für die ökologischen Folgen ihrer industriellen Tätigkeit leisten. Doch in vielen anderen Ländern ist man in dieser Hinsicht sehr viel laxer. Gesetze zu erlassen, ist nicht schwierig; sie durchzusetzen, hingegen kostet Geld. Es wird lange gehen, bis das Schreckgespenst der grossen Meeresmüllhalden vertrieben werden kann. Und wie jemand vor kurzem bei den Schweizer Debatten erwähnt hat: Das wahre Problem sind nicht die Plastiktüten, sondern all das, was die Leute in sie hineinstopfen.

**James Hamilton-Paterson**, geboren 1941 in London, ist Oxford-Absolvent und Mitglied der Royal Geographical Society. Er lebt als freier Schriftsteller in Österreich. Zuletzt erschienen von ihm «Vom Meer: Über die Romantik von Sonnenuntergängen, die Mystik des grünen Blitzes und die dunkle Seite von Delfinen», Mare, 2011, und der Roman «Heilige der Trümmer», Goldmann, 2011.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

# Der Eiertanz des Generals

Von Thilo Sarrazin — Blick auf das Innenleben der Schweiz im deutschen Wahljahr: Was würde ein Kanzler Peer Steinbrück bedeuten? Und warum sind seine Chancen so gering?



Schaut man von Deutschland auf das politische Innenleben der Schweiz – mit jener nur halben Aufmerksamkeit bei fast geschlossenen Augen, die für eine zweckfreie Betrachtung der kleineren

Nachbarn normalerweise übrigbleibt –, so fühlt man zunächst eine Unschärfe der Konturen wie beim Blick auf die Landschaft kurz oberhalb der Nebelgrenze: Wie heisst noch mal der Bundespräsident? Wer regiert gerade in Bern? Ach ja, die regieren immer alle gleichzeitig, und meist wird einstimmig entschieden. Sonst fragt man das Volk. Das dauert, oder es führt zu skurrilen Ergebnissen, wie beim Minarettverbot. Aber unterscheidbare Parteiprogramme? Grundsatzstreit? Kantige Führungsfiguren? Skandalgestalten? Alles Fehlanzeige.

Oder? Stimmt, da war ein gewisser Blocher von der SVP. Der war vorlaut, zur Strafe durfte er nicht mehr mitspielen. Aber als er ein bisschen stiller wurde, haben sie ihn auch wieder mitspielen lassen.

Schrecklich langweilig, da lobt man sich andere Nachbarn: die Holländer mit dem Bürgerschreck Geert Wilders, die Belgier mit ihrer Dauerregierungskrise, die Tschechen mit dem neoliberalen Fundamentalisten Václav Klaus im Präsidentenamt. Oder die Österreicher, die mit Skandalfiguren wie Kurt Waldheim oder Karl-Heinz Grasser aufwarten konnten. Unerreicht bleibt natürlich der Unterhaltungswert Italiens mit Silvio Berlusconi, aber das ist streng genommen ja kein deutscher Nachbar.

Vor einem Jahr entfuhr dem SPD-Parteivorsitzenden Sigmar Gabriel der Schreckensruf, Deutschland werde verschweizern, wenn es nicht die europäische Integration vorantreibe. Eine undurchdachte Äusserung, wie so oft bei Gabriel, aber doch Ausdruck eines fundamentalen Bauchgefühls: Wir haben Angst vor unserer eigenen Stärke, darum Europa. Wir haben Angst davor, ein zweites Land der glücklichen Kühe und entsprechend bedeutungslos zu werden, darum Europa. Treffender als Sigmar Gabriel mit seiner verrutschten Metapher konnte man die deutschen Komplexe nicht auf den Punkt bringen.

Der impulsive Gabriel würde es in der Schweiz nicht mal zum Kantonsrat bringen,

und auch in seinem ursprünglichen Beruf als Lehrer wäre er dort kaum vorstellbar – eher schon als Präsident eines Fremdenverkehrsvereins, der die familienfreundlichen Abfahrten seines überschaubaren Skigebiets zur Super-Arena hochjubeln möchte.

Auch in Deutschland ist Gabriel nicht richtig beliebt. Darum hat er auf die Kanzlerkandidatur verzichtet und Peer Steinbrück zum Kandidaten gemacht – jenen Mann, dessen kühne Wortbilder so oft mit militärischen Metaphern schwanger gehen. Unvergessen seine Äusserung zur Steueroase Schweiz: Er müsse wohl mal die Kavallerie gegen die Indianer schicken: Das löst im Kopf die Entstehung ganz fantastischer Bilder aus:

— Die Gnomen aus Zürich mieten sich vom Papst die Schweizergarde und verkleiden die Gardisten als Indianer. Diese lauern bei Basel und Rheinfelden der deutschen Steuerfahndung auf, die sich wiederum als Kavallerie verkleidet hat. Ein so schöner Western ist im alemannischen Raum nicht mehr gegeben worden, seitdem vor über 2000 Jahren ebendort der römische Feldherr Julius Cäsar den Keltenführer Ariovist jagte.

— Man denkt aber auch an die Schlacht am Little Bighorn. Dort, nicht weit von den Rocky Mountains, also quasi im Unterland, überwältigten die Indianer 1876 den Kavalleriegeneral



Spitze: Steinbrück und Parteichef Gabriel (r.).

Custer mit seinem 7. US-Kavallerieregiment. Custer fiel, und kaum einer seiner Reiter blieb übrig. Vorsicht also mit Indianervergleichen. Langfristig half es den Indianern zwar nicht: Der IRS, die amerikanische Steuerbehörde, ist heute auch in den Indianerreservaten tätig.

Klar ist jedenfalls: Sollte Steinbrück neuer Bundeskanzler werden, so könnte er von Anfang an auf einen unerreicht hohen Bekanntheitsgrad in der Schweiz bauen.

Peer Steinbrück hat erklärt, nur als Bundeskanzler und nicht mehr als Minister in die Bundesregierung zu gehen. Er setzt also alles auf die Karte einer rot-grünen Koalition, und so schlecht sind die Chancen dafür nicht, denn Rot-Grün hat im Augenblick zwei Prozentpunkte Vorsprung vor Schwarz-Gelb. Nach der letzten Allensbach-Umfrage käme die SPD auf 37,5 Prozent, die Grünen auf 14,0 Prozent. Damit liegt die FDP zwar unter der 5-Prozent-Grenze, das aber wird sich mit hoher Wahrscheinlichkeit bei der Bundestagswahl durch Leihstimmen der CDU/CSU ändern.

## Gerechtigkeitsapostel wider Willen

Eine Mehrheit der Parlamentssitze könnte Rot-Grün aber bei dieser Stärke nur erringen, wenn es gelänge, die Linkspartei, die bei 6,5 Prozent liegt, unter 5 Prozent zu drücken. Darum hat sich Peer Steinbrück auf ein Programm eingelassen, das eine höhere Einkommenssteuer für Reiche und eine neue Vermögenssteuer vorsieht. Darum betont er Fragen der sozialen Gerechtigkeit. Die aus Gründen der Arithmetik unumgängliche Wahltaktik zwingt ihn zum Profil eines Gerechtigkeitsapostels, bei dem er nicht wirklich authentisch wirkt. Die Attitüde eines Kavalleriegenerals steht ihm viel besser.

Aus demselben Grunde bleibt die SPD unachgiebig beim Streit um das Steuerabkommen mit der Schweiz. Es geht nicht um Kompromisse, nicht einmal um die Frage des steuerlichen Mehraufkommens. Es geht darum, Verteilungs- und Gerechtigkeitsfragen für den Wahlkampf zu nutzen. Dabei kann man alle Hilfstruppen brauchen. Auch das Geschrei der Gnomen aus Zürich ist eine willkommene Hilfe. Am Ende mag der Wahlkampf daran entschieden werden, ob wenige tausend Wähler zur SPD wechseln oder auch nicht.

Ein auf Umverteilung zielender Wahlkampf ist aber auch gefährlich. Er mag die SPD in der Mitte genau jene Wähler kosten, die ein Kanzlerkandidat Steinbrück durch seine konservative Ausstrahlung binden soll.

Peer Steinbrück wird ein Eiertanz abverlangt. Hat man schon je Kavalleriegeneräle mit Eiern tanzen sehen, ohne dass Rührei daraus wurde? Darum glaube ich – aber ich würde niemals darauf wetten –, dass auch die nächste Bundeskanzlerin Angela Merkel heissen wird.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die Weltwoche über den deutschen Wahlkampf.

# Grössenwahn

Von Henryk M. Broder — Was ist der Garant der Demokratie? Öffentlich-rechtlicher Rundfunk!



Am 1. Januar trat in der Bundesrepublik eine neue Fernsehentgeltregelung in Kraft. Bezahlt wird nicht mehr pro angemeldetes Gerät, sondern pro Haushalt, unabhängig davon, ob ein TV-Gerät benutzt wird oder nicht. Deswegen ziehen die öffentlich-rechtlichen Anstalten keine «Gebühren» mehr ein, sondern kassieren einen «Beitrag». Man könnte es mit der Mitgliedschaft in einem Sportverein vergleichen, wo man einen Beitrag zahlt, um die Anlagen benutzen zu können; tut man es nicht, ist der Beitrag trotzdem fällig. Der Unterschied liegt darin, dass man einem Verein freiwillig beiträgt, während man von den öffentlich-rechtlichen Sendern zwangsrekrutiert wird. Als Trostpflaster sozusagen sollte das Personal der Gebühreneinzugszentrale (GEZ), das auf Provisionsbasis nach Schwarzsehern fahndet und einen noch schlechteren Ruf als albanische Hütchenspieler geniesst, abgebaut werden. Allerdings gab die GEZ schon im April 2011 bekannt, sie würde zu den 1150 Beschäftigten weitere 400 einstellen müssen, um die «sehr mächtige Reform» bewältigen zu können. Nun ist die Reform in Kraft getreten, das Personal der GEZ wird aufgestockt, und unter den «Kunden» kommt Unmut auf, der sich in Form eines Shitstorm im Netz austobt. Damit haben die Verantwortlichen nicht gerechnet. Also muss die Reform neu verpackt werden. Die Aufgabe fällt dem Chefredaktor des WDR zu, der sich drauf spezialisiert hat, Meinungsfragen zu interpretieren. Er erklärt den «Beitrag» von rund 18 Euro monatlich zu einer «Demokratie-Abgabe», die «für die Funktionsfähigkeit unseres Staatswesens und unserer Gesellschaft» von allergrösster Bedeutung ist: «Der öffentlich-rechtliche Rundfunk sichert das Funktionieren unserer Demokratie.»

Das ist Grössenwahn pur. Bis jetzt galten freie Wahlen und das Prinzip der Gewaltenteilung als Garanten der Demokratie, jetzt wissen wir es besser: Es ist der öffentlich-rechtliche Rundfunk.

Wenn das der Fall ist, dann müssten die Intendanten, die Programmdirektoren und die Chefredaktoren von ARD und ZDF vom Volk gewählt werden. Aber dazu wird es nicht kommen. Man muss es mit der Demokratie nicht gleich übertreiben.

# Wer soll das bezahlen?

Von Kurt Schiltknecht — Der Trend, grosse Unternehmen wie Banken mit hohen Geldbeträgen zu büssen, wird kaum hinterfragt. Bestraft werden zu Unrecht die Aktionäre.

Seit einigen Jahren hagelt es vor allem in den USA Bussen auf Banken und andere grosse Unternehmungen. Die Höhe und Zahl der Bussen scheint mit der Grösse der Staatsdefizite korreliert zu sein. Vor allem Bussen für Banken finden in den Medien, bei frustrierten Bankern und in der Bevölkerung grosse Zustimmung. Wegen ihres arroganten Auftretens und ihren exorbitanten Salären liegt die Sympathie für Banken auf einem historischen Tiefpunkt.

Immer weniger Leute hinterfragen den Sinn solcher Bussen. Kaum jemand kann nachvollziehen, aufgrund welcher ökonomischen oder juristischen Überlegungen die jeweilige Höhe festgelegt wird. Die Beträge scheinen eher in Zusammenhang mit der finanziellen Leistungsfähigkeit der zu bestrafenden Unternehmung als mit dem Vergehen selbst zu stehen. Sich dagegen aufzulehnen, lohnt sich für die Bestraften selten. Vor allem in den grossen Wirtschaftsländern ist die Macht der Aufsichtsbehörden beinahe unerträglich gross geworden. Zwischen den Unternehmen und den Aufsichtsbehörden besteht kein Gleichgewicht mehr. Eine Entwicklung, die früher oder später die Wirtschaft schwächen wird.

Darüber machen sich in unserer regulierungsfreudigen Zeit die wenigsten Gedanken. Mit dem Gefühl im Bauch, die gebüssten Unternehmungen würden die Strafe verdienen, wird zur Tagesordnung übergegangen. Kaum jemand fragt, wer letztlich für die Bussen aufkommen muss. Die meisten gehen von der diffusen Vorstellung aus, dass Unternehmungen eine Art von eigenständigen Wirtschaftssubjekten seien und für die Busse aufkommen würden. Spätestens seit dem bahnbrechenden Artikel «The Nature of the Firm», den der spätere Nobelpreisträger Ronald H. Coase 1937 publiziert hat, wissen wir, dass es so etwas wie ein Unternehmen an sich nicht gibt. Unternehmen sind komplexe Gebilde, die sich vor allem durch ein «Netz von Verträgen» charakterisieren lassen.

Ähnlich argumentieren die amerikanischen Professoren Fama und Jensen in einem Artikel über Trennung von Besitz und Kontrolle in Aktiengesellschaften. Auch für sie ist eine Unternehmung eine Kombination von geschriebenen und ungeschriebenen Verträgen zwischen den Besitzern von Produktionsfaktoren (Kapital und Arbeit) und Kunden. In diesen

Verträgen werden die Rechte und Pflichten der Akteure festgehalten. Eine zentrale Stellung nehmen die Kontrakte ein, in denen die Rechte der Kapitalgeber festgehalten werden. Nach gängiger Auffassung haben sie Anspruch auf all das, was nach Erfüllung aller vertraglichen Vereinbarungen in der Kasse übrigbleibt. Wenn ein Unternehmen gebüsst wird, reduziert sich der den Kapitalgebern zur Verfügung stehende Restbetrag (Gewinn), die Bussen gehen direkt zu Lasten der Kapitalgeber.

## Bussen wirken kaum abschreckend

Wenn bei einem Unternehmen Management und Kapital in einer Hand liegen, lässt sich dies rechtfertigen. Bei den heutigen Publikumsgesellschaften, bei denen Aktionär und Management getrennt sind und die Aktionäre praktisch nur über die Wahl des Verwaltungsrates Einfluss auf die Geschäftstätigkeit nehmen können, ist es fragwürdig, wenn den

Kapitalgebern die Kosten für ein Fehlverhalten des Managements oder einzelner Angestellter aufgebürdet werden. Den Aktionären, die ohnehin schon die wirtschaftlichen Risiken eines Unternehmens tragen müssen, werden so weitere von ihnen kaum kontrollierbare Risiken aufgebürdet. Für die Kapitalgeber wird es immer weniger attraktiv, der Wirtschaft Aktienkapital zur Verfügung zu stellen. Das Argument, dass solche Bussen notwendig seien, damit die Aktionäre für eine Corporate Governance sorgen, die unrechtmässiges Verhalten verhindern würde, sticht nicht. Selbst mit einer hervorragenden Corporate Governance lässt sich Fehlverhalten nie ausschliessen.

Statt die Aktionäre mit Bussen zur Kasse zu bitten, sollten die Aufsichtsbehörden die verantwortlichen Personen und Gremien zur Rechenschaft ziehen und ihre unrechtmässig erworbenen Boni einziehen. Solange diejenigen, die ihre Kontrollaufgaben vernachlässigen oder gegen Regulierungen verstossen, finanziell weitgehend ungeschoren davonkommen und nur die Aktionäre die Lasten eines Vergehens tragen müssen, ist die abschreckende Wirkung selbst überrissener Bussen gering. Die Aufsichtsbehörden sollten sich deshalb darauf konzentrieren, die Fehlbaren zu bestrafen, statt die Aktionäre als Quelle zum Stopfen staatlicher Finanzlöcher zu benutzen.



# Israels gefährliche Nachbarschaft

Von Hansrudolf Kamer — In drei Wochen wählen die Israelis ein neues Parlament. Palästina ist dabei nicht die erste Sorge der israelischen Bevölkerung.



Israel lebt in einer höchst ungemütlichen Umgebung. Alles ist in Bewegung, die Bedrohung beträchtlich. Das scheint Netanjahus Likud bei den Wahlen im Januar zu begünstigen. In drei Wochen wählen

die Israelis eine neue Knesset in einem Umfeld, das voller Gefahren steckt. Der Iran arbeitet an der Atombombe. Syrien bleibt in seinem blutigen Bürgerkrieg gefangen. Im Libanon lässt die Hisbollah ihre Muskeln spielen. Aus dem Gazastreifen werden Raketen gestartet. Ägypten liebäugelt mit einer islamistischen Diktatur. Jordaniens König kämpft um seinen Machterhalt. Im Irak droht nach dem Abzug der Amerikaner politischer Zerfall.

Dass unter diesen Umständen das Stichwort Palästina nicht die erste Sorge der israelischen Wählerschaft ist, erstaunt nicht. Während die meisten Medien und die akademische Welt abstrakte Vorstellungen von Frieden und Sicherheit pflegen, zeigt die ziemlich gründliche Dezember-Umfrage des Jerusalem Center for Public Affairs einen nüchternen Realismus. Die grosse Mehrheit der Israelis reagiert auf die Entwicklungen in der Nachbarschaft ohne Scheuklappen: zuerst die Sicherheit, dann der Frieden, nicht umgekehrt.

Die meisten Israelis trauen den eigenen Streitkräften am meisten zu. Nur etwas mehr als ein Drittel schliesst sich der Meinung an, die Amerikaner würden im Fall der Fälle Israel militärisch unterstützen. Dem plakativen neuen Mittleren Osten, der Revolution der Facebook-Generation, dem langen Marsch zur Demokratie vertrauen sie nicht.

Die israelische Situation ist in der Tat einzigartig. Wenn sich europäische Politiker darüber auslassen, wie die Zwei-Staaten-Lösung mit den Palästinensern dem ganzen Mittleren Osten «ein Signal geben» und Spannungen abbauen könnte, dann lösen solche Vorstellungen nur Kopfschütteln aus. Israel mag die militärisch am besten gerüstete und politisch stabilste Macht in der Region sein, die Veränderungen in der arabischen und muslimischen Welt sind von einer anderen Qualität und Grössenordnung.

Was sich zwischen Mittelmeer und Jordansee abspielt, ist für die Region nicht ent-

scheidend. Es seien überall mächtige politische Kräfte am Werk, mit tiefen Wurzeln in Geschichte und Kultur, erklärte vor kurzem der abtretende Verteidigungsminister Barak mit einer unüberhörbaren Dosis Fatalismus. Den Aufstieg des politischen Islam könne Israel nur akzeptieren und das Beste daraus machen.

## Amerikas gefährliche Strategie

Und der Protektor zieht sich zurück. Amerika praktiziert wieder «offshore balancing» wie in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Diese Strategie mag eine aus wirtschaftspolitischen Leichtsinn geborene Notwendigkeit sein und durch technischen Fortschritt erleichtert werden, gefährlich ist sie allemal. Der Abschied aus dem Irak war verfrüht, das Agieren in Libyen ungeschickt – eine sichtbare Präsenz in beiden Ländern hätte Möglichkeiten geboten, den Gang der Dinge zu beeinflussen, Stützpunkte der Stabilität zu schaffen und das ramponierte Vertrauen in amerikanische Beständigkeit aufzupolieren.

Jedes Land der Region, das vom Aufruhr erfasst worden ist, hat inzwischen eine revolutionäre Eigendynamik entwickelt. Von aussen ist hier kaum mehr etwas zu machen. Der Versuch der Amerikaner und Russen kurz vor Jahresende, eine gemeinsame Linie gegenüber Syrien zu finden, kam zu spät. Selbst wenn

sich Washington und Moskau einigen würden, könnten sie die Kräfte kaum mehr bändigen, die der Bürgerkrieg entfesselt hat. Dabei sind beide nicht an einer Destabilisierung der Region interessiert.

Der Iran bleibt aus israelischer Sicht der gefährlichste Unruhestifter. Im Juni finden Präsidentenwahlen statt. Die Erwartungen, dass sich nach dem Beginn von Obamas zweiter Amtszeit im Januar und nach diesem Wahltermin ein «window of opportunity» für eine Übereinkunft zum iranischen Atomprogramm öffnet, sind wohl eher Wunschenken. Realistischer ist die Annahme, dass das iranische Regime grundsätzlich am amerikanischen Willen zweifelt, nach einem Scheitern der Verhandlungen militärische Gewalt anzuwenden.

Auch Israel wird sich über die Absichten und Neigungen Obamas klarwerden müssen. Der Präsident hat zwar im Wahlkampf mehrmals versichert, eine Eindämmungspolitik sei nicht geeignet, die nukleare Bedrohung durch den Iran unter Kontrolle zu halten. Doch das war vor den Wahlen. Jetzt könnte er sich an seinem Vorgänger George W. Bush orientieren. Als Nordkorea seine Bombe testete, wurden ähnliche Alarmrufe Bushs ohne grossen Klamauf archiviert.

Ministerpräsident Benjamin Netanjahu fühlt sich sicher, dass er von der neuen Knesset wieder als Chef einer Koalitionsregierung bestimmt werden wird. Der Hauptgrund dafür ist, dass er keine aussichtsreichen Rivalen hat – weder im Likud noch in andern Parteien. Auch ist die Lust der Israeli wohl beschränkt, in diesem gefährlichen Umfeld auf ein neues Pferd zu setzen. «Hope and change» sind ein Luxus, den sie sich nicht leisten mögen. ○



Zuerst Sicherheit, dann Frieden: israelischer Ministerpräsident Netanjahu.

## VIP-Pass statt Staatsbonzen

Von Christoph Mörgeli

Etwa vierzehn Tage lang war's das Dezemberthema: Da erlaubten sich doch die Bergbahnen von Flims/Laax, einen sogenannten VIP-Pass einzuführen. Skifahrerinnen und Skifahrer, die einen Aufpreis von 28 Franken auf ihre Tageskarten bezahlen, werden an den Liften schneller bergwärts befördert. «Skandal. Skandal. Skandal.» So schrien die Staatsmedien von SRF. «Skandal. Skandal. Skandal.» So schrien die staatsnahen Medien von TA und Ringier.

Der Zweck wird vielleicht erreicht. Die Bergbahnen von Flims/Laax brechen angesichts des veröffentlichten Proteststurms möglicherweise ein. Das lautstarke Missfallen der Skifahrer wurde gleich mitorganisiert. Denn die Bewirtschaftung von Neid und Missgunst ist – nicht nur in diesem Fall – leider mehrheitsfähig. Das übliche Malaise im Staate Schweiz: Statt dass sich die Miteidgenossen überlegen, wie sie durch Leistung und Anstrengung auch zu einem VIP-Ticket gelangen können, versperren sie lieber den Vorwärtsdrängenden die Überholspur. Das ist bequemer. Das ist demokratischer. Das ist dümmer.

Denn was Radio SRF, *Tages-Anzeiger* und *Blick* verschwiegen: Es wäre ja immerhin denkbar, dass gerade Neuerungen wie das VIP-Ticket dem notleidenden Tourismus der Randgebiete neuen Schub verleihen. Und zwar nachhaltigeren, als für Olympia-Subventionen die hohle Hand bei der öffentlichen Hand zu machen. Jene, die etwas mehr bezahlen, finanzieren jene mit, die weniger tief in den Geldbeutel greifen. Bekannt von Steuern, öffentlichem Verkehr und Krankenversicherung. Und es könnte ja allenfalls geschehen, dass ohne mehr bezahlende VIP-Schneesportler für uns gewöhnliche, Schlange stehende Skifahrer plötzlich überhaupt keine Skilifte mehr laufen.

Wer sich mit eigenen Mitteln Begünstigungen erkaufte, ist für unsere Gesellschaft wertvoller als beispielsweise Politiker, die sich Begünstigungen von den Steuerzahlern finanzieren lassen. Das Staatsbonzentum à la UdSSR und DDR ist bei uns mehr verbreitet als gemeinhin angenommen. Verfolgen wir als Beispiel nur das aufregende Leben des hochbezahlten Berner Stadtpräsidenten Alexander Tschäppät. Eine VIP-Einladung folgt auf die andere. Ob Politik, ob Sport, ob Kultur – für ihn als geladenen Gast ist's gratis und franko. Inklusiv *Häppli* und *Cüpli*. Manchmal mehr, manchmal weniger. Aber meistens mehr.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Militärfotograf und Tenuebefehl

Von Peter Bodenmann — Fast alle lächeln. Brav und etwas verkrampft. Sie lassen nächstens das Steuerhinterzieher-Geheimnis begraben.



Offizielles Bundesratsfoto 2013; arrangiert von Bundespräsident Maurer (SVP, 4. v. r.).

Was haben unsere sieben in Sachen Steuerhinterzieher-Geheimnis beschlossen? Alle sind vorerst für die Abgeltungssteuer. Kurz vor Weihnachten teilte uns die UBS via *Sonntagsblick* den Marschbefehl mit: «Das Geschäftsmodell mit un versteuerten Geldern ist vorbei. [...] Zudem besteht jetzt Klarheit, dass die Deutschen ihr Geld nicht mit einem Staatsvertrag legalisieren können» (UBS-CEO Sergio Ermotti). «Wir sind hervorragend abgestimmt mit dem Bundesrat» (UBS-VR-Präsident Axel Weber).

Johann Schneider-Ammann (FDP, 1. v. l.) ist zutiefst unglücklich, sein Lächeln gequält. Verständlich, sein Parteipräsident Philipp Müller weiss noch nicht, dass nach den Grossbanken auch der Bundesrat die Abgeltungssteuer fallengelassen hat.

Simonetta Sommaruga (SP, 2. v. l.) schiebt weiter stramm nach rechts. Sie hat Verständnis für alle Ängste: vor Ausländern, vor Überbevölkerung, vor weiss nicht was. Null Innovation, null neue Ideen machen die Schweiz unbeweglicher. Und Sommarugas Sitz sicherer.

Didier Burkhalter (FDP, 3. v. l.) macht keine wahrnehmbare Aussenpolitik. Der Neuenburger lässt seine Diplomaten arbeiten. Und bleibt unsichtbar. Er will und wird nichts bewegen. Und das tut gut, ihm.

Früher kauften die Grossbanken Politiker mittels Verwaltungsratsmandaten ein. Heute werden Politiker direkt angestellt. Deshalb

präsidiert jetzt UBS-Mann Martin Landolt die BDP. Mit bestem Draht zu Eveline Widmer-Schlumpf (BDP, 4. v. l.), somit «hervorragend abgestimmt». Und wenn etwas schiefeht, fliegt der nächste Chefbeamte.

Der Bundespräsident bestimmt, wer wo fotografiert. Ueli Maurer (SVP, 4. v. r.) wählte das Foto des hauseigenen Armeefotografen aus. Fertig mit Privatisierung, stattdessen neuer Tenuebefehl: blau, grau und schwarz. Maurer verschränkt die Arme, neigt den Kopf leicht nach links und versucht freundlich zu lächeln. Verdammst anstrengend. Denn Maurer ist gegen alles: gegen Atomausstieg, gegen Informationsaustausch und gegen neue bilaterale Verträge.

Alain Berset (SP, 3. v. r.) war Mittelstreckenläufer. Die AHV ist gesund. Die Pensionskassen erholen sich leicht. Wenn die Wirtschaft anspringt, verdauen Wachstum und Zuwanderung die demografischen Veränderungen. Die undurchsichtig lächelnde Sphinx Berset spielt deshalb auf Zeit. Weil er Zeit hat.

Doris Leuthard (CVP, 2. v. r.) will keine Atomkraftwerke abschalten. Sondern sie nur auslaufen lassen. Sie hat erfolgreich die Umweltorganisationen eingeschlafert. Und Rot-Grün eingebunden. Der sanfte Rutsch ins neue Jahr macht wenig Freu(n)de, weil ihre CVP nächstens unter zehn Prozent rutscht. Pech.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## «Movers and shakers» in 2013

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Jahresvorschau. Die fünf Medienmänner, auf die wir im Jahr 2013 am meisten gespannt sind.

**Roger de Weck:** Er ist in Finanz-Gefahr. Nach dem Einbruch bei der Fernsehwerbung und dem Rückgang der Zuschauerzahlen droht dem SRG-Generaldirektor neues Ungemach. Ab Januar werden die TV-Quoten mit einer neuen Methode gemessen, die auch die Internetnutzung einbezieht. Damit werden die Schweizer Kanäle bei den jüngeren Zuschauern womöglich noch schlechtere Werte als die bisherigen schlechten Werte erreichen. Wenn das eintrifft, wird der Marktanteil der SRF-Fernsehwerbung nochmals sinken.

Die Prognose: De Weck wird 2013 finanzielle Probleme bekommen. Ich vermute, er wird sich von diesem operativen Alltag nicht die Laune verderben lassen. Er sieht seine politische Rolle weiterhin als Landeskulturgrossmeister.

**Christoph Tonini:** Er ist im Zeugenstand. Der neue CEO von Tamedia folgt auf Martin Kall. Der kaufte 32 Zeitungen auf und investierte gewaltig ins Internet. Ob das richtig war, muss nun Tonini zeigen. Das ist nicht leicht. Auf die Zeitungen kommen harte Märkte zu. Auch das Internet erreicht langsamer als gedacht die nötigen Renditen. Er muss also in der Gegenwart die Ideen der Vergangenheit umsetzen, obschon die Gegenwart etwas anders aussieht, als es die Vergangenheit erwarten liess.

Die Prognose: Tonini hätte natürlich gern ein paar schnelle eigene Meilensteine. Ich vermute, genau das wird er nicht tun. Er wird konsolidieren. Tamedia wird für weniger Schlagzeilen sorgen als in den Jahren zuvor.

**Etienne Jornod:** Er ist in Zugzwang. Der neue VR-Präsident der NZZ-Gruppe steht vor einer verzwickten Personalfrage. Er müsste bald den neuen CEO vorstellen. Wenn er das tut, signalisiert er Führungswillen aus dem zuletzt lethargischen Verwaltungsrat. Wenn er es nicht tut und den 64-jährigen Polo Stäheli im Amt belässt, dann signalisiert er NZZ-typische Bedächtigkeit. Für einen Quereinsteiger ist es ein schwieriger Entscheid. Jornod war vorher siebzehn Jahre beim Pharma-Logistiker Galenica.

Die Prognose: Jornod stösst auf eine hohe Erwartungshaltung in einem Medienhaus mit strategischen Konflikten. Ich vermute, er weiss das auch. Er wird schnell handeln und einen neuen Chef präsentieren.

**Christoph Blocher:** Er ist unter Sanierungsdruck. Der Besitzer der *Basler Zeitung* redete bisher am liebsten von der journalistischen Eigenständigkeit seines Blattes. Unternehme-



*Personalfragen:* NZZ-VR-Präsident Jornod.

risch passierte ausser dem Verkauf von Immobilien nicht viel. Die Auflage und die Erträge des Blattes sanken weiterhin. Nun muss Blocher entscheiden, ob er die marode Zeitungsdruckerei schliesst. Wenn er es tut, sind einhundert Mitarbeiter betroffen. Das Aufheulen in Basel wäre bis nach Bangkok zu hören.

Die Prognose: Blocher kam als politischer Medienromantiker nach Basel. Nun hat er realisiert, dass nur gesunde Zeitungen gute Zeitungen sind. Ich vermute, seine Drucker suchen demnächst einen neuen Job.

**Marc Walder:** Er ist im Lieferzwang. In seinem ersten Jahr als Chef von Ringier hat er die Strategie eines integrierten Medien-, Internet- und Unterhaltungskonzerns vorangetrieben. Er investierte enorm in Plattformen wie Jobs.ch in der Schweiz und Onet.pl in Polen. Dazu gleiste er ein Sparprogramm auf. Das ist keine schlechte persönliche Bilanz, aber sie wird auch in der Unternehmensbilanz sichtbar. Ringier wird kein allzu gutes Ergebnis vorweisen. Ab 2013 muss Walder zeigen, dass er Geld verdienen kann.

Die Prognose: Walder will die elektronischen Kanäle forcieren. Ich vermute, dass er die alte Welt so schnell nicht loswird. Flagg-schiffe wie die *Blick*-Gruppe und die *Schweizer Illustrierte* schwächeln. Das wird ihn mehr Zeit kosten, als er möchte.

## Neue Codes

Von Beatrice Schlag — Verliebt und vernetzt: Was Facebook mit der Liebe macht.

Langweilte man sich eigentlich vor zwanzig Jahren in Flugzeugen und anderen öffentlichen Verkehrsmitteln, wenn man allein unterwegs war? Was tat man, wenn man keine Zeitung und kein



Buch bei sich hatte? Hörte man die Gespräche der Sitznachbarn mit? Dachte man über Job, Familie oder Sex nach? Obwohl es nicht ewig lange her ist, erinnere ich mich nur ungenau. Ich weiss nicht mehr, ob man die Viertelstunden oder Stunden, in denen man irgendwohin befördert wurde, gelassen hinnahm, Interesse am näheren Umfeld hatte oder vor sich hin döste. Heute haben wir alle ein elektronisches Teil in der Hand, das in den USA auch WMD heisst, *weapon of mass distraction*, Massenablenkungswaffe. Wir simsens, spielen, lesen, flirten, telefonieren, beantworten E-Mails. Ein grosser Teil unseres sozialen Lebens spielt sich online ab, nicht nur in Verkehrsmitteln.

Verhaltenscodes haben sich verändert. Freunde und Ehepaare zücken als Erstes ihre WMDs, wenn sie sich irgendwo zusammen an einen Tisch setzen, und informieren sich sofort über Neuigkeiten aus der virtuellen Welt. Sie reden kaum miteinander, wirken dabei aber keineswegs, als seien sie einander nicht gut gesinnt. Nostalgiker klagen über die Verkümmerng zwischenmenschlicher Kommunikation zugunsten einer virtuellen Scheinwelt. Verkümmerng oder Verlagerung?

In den USA gibt es zwischen Verliebten neuerdings die Frage, ob sie ihre Beziehung «Facebook official» machen sollen, was bedeutet, dass man den andern virtuell als Freund akzeptiert und ihm damit Zugang zu allen Informationen gibt, die man über die Jahre gepostet hat. Darunter befinden sich in der Regel auch Fotos von Ex-Freundinnen und Ex-Freunden, von denen man vielleicht nicht erzählt hat. Dem andern sein virtuelles Vorleben anzuvertrauen, ist kein Pappenstiel. Denn danach muss man unter Umständen wirklich viel miteinander reden. «Ob Facebook der Liebe guttut oder nicht, ist nicht die Frage», schrieb kürzlich die *New York Times*, «sondern ob unsere Beziehungen stark genug sind für Facebook.» Das ist keine Verkümmerng. Es ist nur neu.

## Leserbriefe

«Vieles, was Frau Leuenberger sagt, stimmt. Nur schaut sie den Islam von einer falschen Seite an.» *Jak Bartuma*



«Religion und Politik»: Wissenschaftlerin Leuenberger.

### Anleitung zur Weltherrschaft

Nr. 51/52 – «Halbmond und Schweizerkreuz»; Interview mit Religionswissenschaftlerin Susanne Leuenberger

Vieles, was Frau Leuenberger sagt, stimmt. Nur schaut sie den Islam von einer falschen Seite an. Der Islam ist nicht wie in unserem christlichem Verständnis eine Religion, sondern der Islam ist Religion und Politik und Anleitung, wie man die Weltherrschaft erreichen kann in einem! Dieser Mix ist es, der uns ungeheuer Mühe macht.

*Jak Bartuma, Rapperswil-Jona*

### Mangel an billigen Arbeitskräften

Nr. 51/52 – «Alle anderen setzen auf den Staat»; Interview mit dem deutschen Wirtschaftsminister Rösler

Philipp Rösler ist der typische weltfremde Karrierepolitiker im Elfenbeinturm, unter dem sämtliche westlichen Demokratien zu leiden haben. Er redet über die Privatwirtschaft, hat aber dort nie als Unternehmer oder als Arbeitnehmer gearbeitet, denn Ärzte werden schliesslich von den Krankenkassen bezahlt und sind damit praktisch öffentlich subventioniert. Darum hat er keine eigenen Konzepte, sondern wiederholt nur das verlogene Gejammer über Fachkräftemangel von deutschen Wirtschaftsverbänden. In Wirklichkeit gibt es in Deutschland wie in der Schweiz nur einen Mangel an billigen Arbeitskräften. Die Ver-

bände in beiden Ländern wollen tatsächlich den Arbeitsmarkt mit ausländischen Arbeitskräften überfluten, um die Löhne und Gehälter zu drücken. Mit derartigen Aussagen und seinem jetzigen Positionspapier kann Rösler die Wahlen für seine Partei nur noch vermasseln. *Frank Lang, Muttenz*

### Je höher, desto gieriger

Nr. 51/52 – «Goldene Fallschirme»; Christoph Landolt über die Löhne von Lokalpolitikern

Willkommen im Sozialismus der Politiker, was für diese bedeutet, dass sozial ist, was ihnen das Säckle füllt. Auch wenn die meisten Politiker wahrscheinlich aufrichtige Menschen sind, scheint auch diese Kaste mit «Abzockern» bestückt zu sein. Die Parallelen zur Wirtschaft sind offensichtlich: je höher in der Hierarchie, desto gieriger. Es ist also kein Wunder, wenn das Volk den vielen Politikern misstraut, weil Letztere zusätzlich die perfide Frechheit besitzen, mit dem Finger auf die hochbezahlten Manager der Wirtschaft zu zeigen, um zu vermeiden, dass der Blick auf sie gerichtet wird. *Heinrich Vettiger, Wetzikon*

### Viel Bild, wenig Inhalt

Nr. 51/52 – «Willkommen auf Ess-Err-Eff»; Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Der französische Essayist und Literaturwissenschaftler Roland Barthes sagt: «Wenn eine

wissenschaftliche Analyse der Blödheit möglich wäre, würde das ganze Fernsehen in sich zusammenbrechen.» Da nützt es auch nichts, wenn sich unser Staatssender nun neuerdings SRF nennt. Es bleibt bei viel Bild, wenig Inhalt und ständig sinkenden Einschaltquoten. Man fragt sich, wie lange da die Zwangsgebühren noch gerechtfertigt sind. Die jungen Leute, die mit dem neuen Logo abgeholt werden sollen, sehen weiterhin fremd fern, surfen im Internet oder lesen lieber die *Weltwoche*.

*Urs Schenker, Hüttwilen*

### Zweite Ebene

Nr. 50 – «Furie der Nation»; Rico Bandle über Autorin Irena Brežná

Es ist sehr erfreulich, dass Irena Brežná einen eidgenössischen Buchpreis für den Roman «Die undankbare Fremde» erhalten hat! Der Roman deckt nämlich sehr hellsichtig auf, was in einer Jugendlichen vorgeht, die mitten in der Pubertät von den Eltern dazu gezwungen wird, ihre Freundinnen zu verlassen und fortan in einem anderen Land, das sie mit Argwohn betrachtet, zu leben. Das Land wird übrigens nirgends im Roman als Schweiz bezeichnet.

Die pubertierende Ich-Erzählerin «motzt» gewaltig über alle und alles. Jeder Gymnasiast weiss nun, dass eine Romanfigur und die Autorin einander nicht gleichgesetzt werden können: Werther ist nicht Goethe und Faber nicht Frisch. Die 62-jährige Autorin Irena Brežná schildert minutiös, was in einem pubertierenden Mädchen unter den oben geschilderten Umständen abläuft. Sie hilft uns, die Situation mancher Jugendlichen von heute, die aus einem fremden Land stammen und die hier oft Vorurteilen begegnen, zu verstehen. Doch Brežnás Roman bleibt nicht dabei stehen. Rico Bandle verschweigt die zweite, durch Schrägdruck abgehobene Erzählebene.

In ihr erleben wir die Ich-Erzählerin viele Jahre später als erwachsene Frau. Sie hat inzwischen ihre Identität gefunden und sie zusammengesetzt aus Elementen ihres Herkunftslandes und ihrer neuen Heimat. Und dieser neuen Heimat stellt sie nun als Dolmetscherin ihre guten Dienste zur Verfügung. Sie nimmt eine Brückenkopf-Funktion ein und vermittelt als Übersetzerin zwischen neuen Fremden und dem Gastland, hilft den Fremden somit, das zu tun, was die Einheimischen von ihnen erwarten, nämlich sich zu integrieren. Auch hierbei nimmt sie öfter eine kritische Stellung ein – aber die Demokratie braucht ja kritische Bürger, wenn sie nicht vergammeln will.

Die Rezension von Rico Bandle ist oberflächlich und diskutiert nicht Ideen, sondern schießt auf Köpfe. Was damit angerichtet wird, kann man nachlesen, wenn man die «Kommentare» im Internet über diese Rezen-

sion liest. Wer gerne studieren möchte, was derartiger Journalismus bewirken könnte, der lese Lion Feuchtwangers Roman «Die Geschwister Oppermann» aus dem Jahre 1934!  
*Hansjakob Hefti, Fehraltorf*

### Manierenlose Kinder

Nr. 50 – «Wasserspezifische Kernelemente»;  
Lucien Scherrer über das Bildungswesen

Das gesamte institutionalisierte Bildungswesen hat sich an eine fatale reaktive Zeitgeisthörigkeit verloren. Privat werden Kinder heute vielfach von der Wiege auf übermässig mit unorganischen, verzappten Virtualwelten der elektronischen Bildmedien konfrontiert, die die Entwicklung des Vermögens, wirklichkeitsrelevante Strukturen (z. B. Kausalzusammenhänge) zu erkennen und logisches Denken auszubilden, massiv behindern und überdies der Eigenkreativität der Fantasie den Garaus machen. Die Schule, der scharenweise selbstbezogene, wenig anstrengungsbereite und bedenklich manierenlose Kinder zuströmen, vergötzt (daher?) heute das «spielerische» (fakultative, tändelnde) Lernen und ignoriert dabei die fundamentale Tatsache, dass der Spielerfolg steht beziehungsweise fällt mit den durch die Mitspielenden im «ernsthaften Leben» (nicht) erworbenen Eigenschaften wie Hingabe, Eifer, Ausdauer, Aufmerksamkeit, Redlichkeit, Anstrengung, Überwindung, Mut, Selbständigkeit, Fantasie und Ähnliches und deren Entfaltung im (didaktischen) Spiel. Wo und wie aber soll der verzogene, spassversehrt junge Mensch die grundlegenden Verhaltensweisen gelernt haben, die sowohl das Gelingen des ernsthaften wie des spielenden, selbstverantwortlichen Lebens versprechen?

*Bernhard Benz, Kaltbrunn*

Integrative oder segregative Förderung? Jahrgangsklassen oder altersdurchmisches Lernen? Frontalunterricht oder selbstgesteuertes Lernen? Diese und viele weitere Entweder-oder-Fragen prägen die meisten bildungspolitischen Debatten. Je nach Standpunkt wird das eine als gut und das andere als schlecht beurteilt. Solche Schwarzweissdebatten führen aber völlig an der Realität vorbei, weil sie nicht mit den Menschen rechnen, die sich in den Schulen begegnen: Lehrer, Kinder und deren Eltern. Eine grundlegende Voraussetzung für eine gute Schule ist, dass die Lehrpersonen mit voller Überzeugung hinter dem Konzept ihrer Schule stehen und sich nicht als Vollzugsbeamte der Bildungsbürokratie oder einer politischen Mehrheit empfinden. Es gibt viele ausgezeichnete Schulen mit ganz verschiedenen Modellen und andererseits zum gleichen Schulmodell Schulen mit sehr unterschiedlicher Qualität.

Die Bildungspolitik täte gut daran, Freiräume zu schaffen, die es den Schulen ermöglichen, ein eigenständiges Profil zu erarbeiten, und nicht von oben herab ein Schulmodell zu verordnen. Da die Bildungsbedürfnisse der Kinder sehr verschieden sind, sollten die Erziehungsverantwortlichen unter verschiedenen Schulprofilen dasjenige wählen können, mit dem sich ihr Kind am besten entfalten kann.  
*Erwin Ogg, Rapperswil-Jona*

### Weiter so

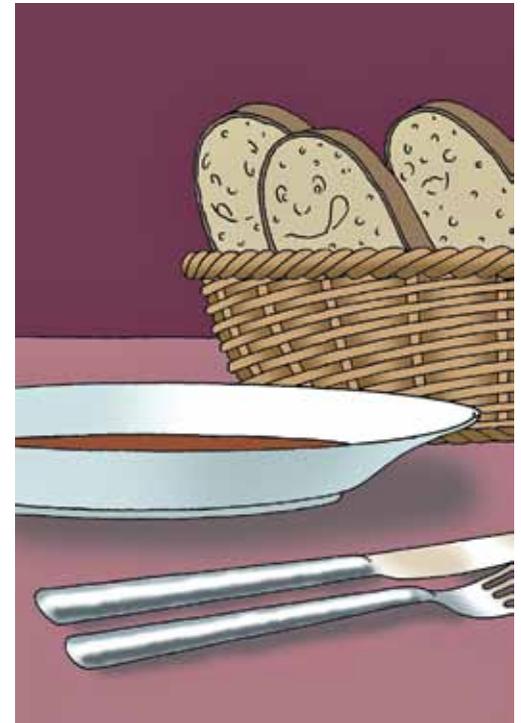
Nr. 47 – «Israel und das doppelte Spiel der Hamas» von Pierre Heumann

Ich möchte Ihnen zu diesem Artikel gratulieren. Der Text ist mir zugespielt worden, da ich nicht Abonnent der *Weltwoche* bin. Ich finde ihn sachlich, ausgewogen und endlich einmal (entgegen der Haltung vieler anderer Medien) objektiv. Machen Sie weiter so!

*Walter Schaub, Obstalden*

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Restaurant die Sauce, die sehr gut schmeckt, mit Brot aufzutunken?

*Lucie Orfei, Dulliken*

Nein. Der Knigge empfiehlt, stattdessen Beilagen (Kartoffeln, Reis und Ähnliches) strategisch geschickt zur Trockenlegung des Tellers einzusetzen. Manche Restaurants halten für solche Fälle sogenannte Gourmetlöffel bereit, eine Art Fischmesser mit leichter Wölbung. Tischsitten-Päpste rümpfen allerdings auch darüber die Nase und sehen in diesem Instrument lediglich den Versuch der Besteckindustrie, ihre Produktpalette zu erweitern. Entweder üben Sie also Verzicht, oder Sie outen sich als Genussproletarier.  
*Sacha Verna*

  
CRESTA  
PALACE  
*Echt Ferien*  
SKI-(S)PASS CHF 25.–  
Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1197.– im DZ/Person  
Ab 2 Nächten:  
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthalts-tag  
★★★★  
CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren  


### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# 80 Jahre Widerspenstigkeit

Die *Weltwoche* feiert im neuen Jahr ihren 80. Geburtstag. Ihre Geschichte ist eine Chronik voller Abenteuer, Kuriositäten und Skandale. Mehr als einmal stand die Zeitung vor dem Untergang – und ist mit neuem Elan immer wieder wiederauferstanden. Von *Andreas Kunz*



«Eine Kurzweil»: Journalismus als Überwindung der eigenen Überflüssigkeit.

Es waren die glorreichen Zeiten des gedruckten Journalismus: Der Jahresgewinn der *Weltwoche* belief sich auf einen zweistelligen Millionenbetrag, Anzeigen wurden aus Platzgründen abgelehnt, Spesenrechnungen waren kein Thema: Der Bundeshausredaktor kam mit dem Taxi an die Sitzung nach Zürich, der Auslandchef verweilte fünf Wochen auf den Philippinen, bis der Diktator Ferdinand Marcos endlich gestürzt wurde. Durch die Redaktionsräume wallte der Rauch von filterlosen Gauloises, die Autoren waren Stars; man siezte sich, obwohl man sich seit Jahrzehnten kannte. Und trotzdem flog einem bei Streitereien schon mal ein Stapel Zeitungen an den Kopf.

Etwas mehr als zwei Jahrzehnte sind seither vergangen – und der Printjournalismus befindet sich in der wohl grössten Krise seiner Geschichte. Das Internet bedrängt das gedruckte Wort. Vierundzwanzig Stunden täglich rieseln

die News aus allen Kanälen. Es erscheinen Abgesänge auf die klassischen Zeitungen, Sparrunden sind an der Tagesordnung, Leserzahlen sinken, Anzeigenerlöse sind eingebrochen, Traditionsblättern droht der Verfall. Überlebenskämpfe toben überall.

Die *Weltwoche* musste ihre eigene Überflüssigkeit schon immer durch Kreativität und journalistische Leistungen überwinden. Seit ihrer Gründung vor achtzig Jahren stand sie mehrfach vor dem Untergang. Lange vor dem Internetzeitalter, als es noch nicht einmal Fernsehen gab, war das Wochenblatt ein Luxus. Das Wichtigste stand damals in den Tageszeitungen oder kam über Radio Beromünster – die *Weltwoche* schuf sich ihre Aktualität selber. Es bleibt bis heute ein Wagnis, die anspruchsvolle Leserschaft durch besonders kluge, einfallsreiche, spannende oder amüsante Artikel jede Woche neu zu gewinnen.

Achtzig Jahre lang – über 4000 Ausgaben – hat die *Weltwoche* überlebt. Ihre Geschichte ist eine Chronik voller Abenteuer und Kuriositäten, mit Skandalen, drohenden Zusammenbrüchen und überraschenden Wiederauferstehungen. Mal reichte das Geld gerade noch für zwei Ausgaben, zu anderen Zeiten kurvte der Verleger monatelang auf seiner Jacht durchs Mittelmeer. Mehrfach mussten Chefredaktoren vor Gericht für ihre Unabhängigkeit kämpfen, Bundesräte und andere Koryphäen kämpften mit aller Macht gegen das Blatt und seine Enthüllungen. Tatsächlich ist es bis heute «ein Wunder» geblieben, «dass die *Weltwoche* jede Woche überhaupt herauskommt», wie der verstorbene Schriftsteller Hugo Loetscher einmal seine Zeit als Mitglied der Chefredaktion auf den Punkt brachte.

## Im Eisenbahncoupé gegründet

Am Anfang des heutigen Traditionsblatts stand «ein blosses Spiel, eine Kurzweil, ein willkommener Zeitvertreib», wie es Manuel Gasser, einer der Gründerväter der *Weltwoche*, ausdrückte. Man schrieb den 31. März 1933, in Deutschland war soeben Hitler an die Macht gekommen, und der damals erst 24-jährige Gasser reiste mit Karl von Schumacher von Paris aus im Eisenbahncoupé nach Südfrankreich. Für die Fahrt hatten sie sich mit französischen Wochenzeitungen eingedeckt (*Le Canard enchaîné*, *Candide*, *Marianne*), und bald soll einer der Gründer gesagt haben: «So etwas müsste man in der Schweiz machen.» Als Gasser und der vierzehn Jahre ältere Schumacher – beide gebürtige Luzerner, beide Pariser Korrespondenten für Schweizer Zeitungen, beide homosexuell – durchs Burgund fuhren, war aus der Spielerei langsam Ernst geworden. Bei Dijon sei man bereits «mit der Wahl des Titels (»Der grüne Heinrich«?)» und der «Verteilung des Stoffes auf die verschiedenen Seiten» beschäftigt gewesen. «Fast wie ein Zigeunerkind» sei die Zeitung «im rollenden Wagen zur Welt gekommen», erzählte Gasser später.

Am Freitag, 17. November 1933, erschien die erste Ausgabe von «*Die Weltwoche – Unabhängige schweizerische Umschau*». Die Redaktion an der Zürcher Gotthardstrasse – vier, fünf eingeschlossene Idealisten und Individualisten – lieferte «16 Seiten Berichte und Bilder aus allen Gebieten der Politik, der Kunst und der Unterhaltung». Es erschienen Artikel mit Titeln wie: «England glaubt nicht an einen neuen Krieg», «Hungert Russland oder nicht?», «Warum Hal-

lentennis?» oder «Es gibt noch Lyrik!». Selbst mit einer Homestory konnte das Blatt aufwarten: «Wie Hitler lebt». Und obwohl es die erste Nummer der Zeitung war, erschienen schon zahlreiche Leserbriefe, in denen man «mehr öffentliche Telephone» und «gekochtes Konservengemüse für die Hausfrau» forderte oder sich über das «Rauchverbot in den Kinos» ärgerte sowie über die «Mode, über alles in unserem lieben Schweizerland zu schimpfen».

Gegenüber Hitler war die *Weltwoche* anfänglich recht nachsichtig. Im Leitartikel der ersten Ausgabe forderte Karl von Schumacher (K.v.S.) «Sachliche Beziehungen zu Deutschland». Der Chefredaktor glaubte, in den autoritären Rechtsregimes von Hitler und Mussolini das geringere Übel zu erblicken als im heranrückenden Kommunismus. Allerdings machte K.v.S. damals schon klar: «Als Bürger und politisch ist der Deutschschweizer genau wie der französische und italienische Schweizer nur Schweizer und gar nichts anderes. Mit seinen französischen und italienischen Miteidgenossen hat er sein Land aufgebaut und wohnlich gemacht. Mit ihnen will er es auch bewohnen und ausbauen. Nur mit ihnen! Mit ihnen wird

---

«Es gibt einen Instinkt, der beim einfachen Mann besser entwickelt ist als beim Gebildeten.»

---

er es auch gegen alle verteidigen [...] Und man kann es den Schwätzern und Schreibern im Reich, die von uns Deutschschweizern als von zu erlösenden Brüdern reden, gar nicht klar genug sagen, dass wir gar nicht als Stammesbrüder betrachtet werden wollen, dass wir Deutschschweizer für sie nur Schweizer sind [...]»

### Licht in der Finsternis

Es dauerte trotzdem mehr als ein Jahr, bis K.v.S. seine Überzeugung radikal änderte und die *Weltwoche* in ein warnendes Fanal gegen die Nationalsozialisten verwandelte. Unter dem Titel «Europas Herren ohne Maske» veröffentlichte das Blatt schonungslose Porträts von Hitler, Mussolini, Göring und anderen baldigen Kriegsverbrechern. Die Serie schlug ein, die Auflage stieg sprunghaft; vor allem für deutsche Emigranten, Flüchtlinge und Widerstandskämpfer wurde die *Weltwoche* während des Zweiten Weltkrieges zu einem Licht in der Finsternis. Der Franzose Robert Schuman, Frankreichs Ministerpräsident in der Vierten Republik und einer der Vordenker des vereinigten Europas, schrieb: «Als im Jahre 1941 die ersten Nummern dieser Wochenschrift im Elsass und in Lothringen sich zu verbreiten anfangen trotz der damit verbundenen Hemmnisse und Gefahren, atmeten wir auf, weil bei dieser Lektüre unsere Hoffnung auf politische Befreiung eine konkrete, auf eine ausländische Stimme gegründete Gestalt anzunehmen begann.»

Die Anfangsjahre der *Weltwoche* waren turbulent und nervenzehrend: Manuel Gasser sass in Militäruniform vor seiner Schreibmaschine – dazu bereit, jederzeit an die Front auszurücken. Die Artikel beschränkten sich nicht allein auf die grosse Politik oder das Kriegsgeschehen, in der Rubrik «Die elegante Frau und ihr Heim» erschienen Rezepte für das unter der Rationierung leidende Schweizervolk: «Hirn mit Peterli», «Pikant gedämpftes Herz» oder «Kalbslungenragout» wurden zum Verzehr empfohlen. Als Autorin zeichnete eine gewisse «Claudine». Hinter dem Pseudonym verbarg sich die junge Mabel Zuppinger, die mit ihren lebensklugen Texten über Mode, Stil, Garten und Essen zur Identifikationsfigur vieler Schweizer Frauen avancierte. Als die *Weltwoche* bald nach ihrer Gründung vor dem Bankrott



«Nur Schweizer»: Gründer von Schumacher, 1944.

stand und das Geld nur noch für zwei Ausgaben reichte, trieb sie dank ihren internationalen Beziehungen neue Investoren auf.

Zuppinger öffnete die Zeitung den Themen des Alltags, vor allem aber war sie das Herz und die Seele der Redaktion. Bewundert für ihre bourgeoise Eleganz – und gefürchtet an den Themensitzungen, in denen sie die teils allzu hochtrabenden Geistesfürsten Schumacher und Gasser gerne zurück auf den Boden holte («Interessiert das d Lüt?»). Durch ihren schicken Auftritt erwarb sich die Journalistin den Ruf als «Coco Chanel von Zürich», so dass es kein Wunder war, als sie 1938 Chefredaktorin der *Annabelle* wurde, des ersten klassischen Frauenmagazins der Schweiz, damals ein Ableger der *Weltwoche*.

Nach dem Sieg der Alliierten erlangte die *Weltwoche* dank ihrer nazikritischen Haltung den Ruhm eines Weltblatts. Zu ihrem 25. Ge-

burtstag 1958 erhielt sie Glückwunschschriften von Konrad Adenauer, Willy Brandt, Golda Meir, Nato-Generalsekretär Paul-Henri Spaak, C.G. Jung oder Carl Zuckmayer.

Nach wenigen Jahren ihres Bestehens hatte die Zeitung eine Haltung entwickelt, die zu ihrer DNA wurde: obrigkeitskritisch, unabhängig, widerspenstig und engagiert für die Eigenständigkeit der Schweiz in Europa. Die Autoren schrieben verständlich. Establishment-Journalismus war verpönt. Akademische «Überschlaueheit» wurde belächelt, wie ein Kommentar aus dem Jahr 1940 zeigt, den K.v.S. nach dem Empfang einer nazifreundlichen Fröntlerdelegation durch Bundespräsident Pilet-Golaz geschrieben hatte: «Die Schweizer sind sicher trotz ihres Hangs zum Schimpfen ein gutmütiges, wenn



«Im rollenden Wagen»: Gründer Gasser, 1941.

man sie zu nehmen weiss, opferwilliges und im Grunde nicht schwer zu regierendes Volk. Nur gibt es einige Dinge, die sie nicht ertragen. Dazu gehört vor allem eine gewisse Überschlaueheit, die glaubt, auf den einfachen Untertanenverstand herabsehen zu dürfen. Und die Schweizer haben mit dieser Einstellung wahrscheinlich gar nicht so unrecht. Denn wenn es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Schweizer Volk und seiner Regierung kommt, zeigt es sich zuletzt fast immer, dass der einfache Mann die Dinge richtiger erkannt hat als der, der oben steht. Das ist gar nicht so unerklärlich. Es gibt eben nicht nur den Verstand, sondern auch einen politischen Instinkt, der sehr oft beim einfachen Mann besser entwickelt ist als beim Gebildeten, der nur zu oft ein Verbildeter ist.»

Nach dem Abtreten der Gründergeneration – K.v.S. verstarb 1957, im gleichen Jahr verliess



«Interessiert das d Lüt?»: Autorin Zuppinger.

auch Manuel Gasser das Blatt – machte die *Weltwoche* stürmische Zeiten durch. Sie erlebte dubiose Besitzerwechsel, die bruske Ablösung von Chefredaktoren, Intrigen, Flüggekämpfe sowie Phasen der Erschlaffung und des Verzagens. Ende der sechziger Jahre kam es zu einer Palastrevolution, zu der TV-Teams aus ganz Europa anreisten – selbst in Brasilien berichtete eine Zeitung darüber. Hugo Loetscher beschreibt die damaligen Vorgänge in seinem Schlüsselroman «Der Immune»: Der Chefredaktor war im Sanatorium, auf der Redaktion gab es zwei verfeindete Gruppen, die nur noch per Gruss miteinander kommunizierten. Loetscher organisierte einen Aufstand, um den Verleger Max Frey auszubooten, der die meiste Zeit auf seiner Jacht im Mittelmeer verbrachte. Doch der Putsch scheiterte kläglich (selbst Loetschers Drohung, die Redaktionsräume «mit Barrikaden zu verriegeln», blieb nutzlos).

### Unbequeme Stimme der Vernunft

Neuen Schwung in die Zeitung brachte der damals wohl prominenteste Schweizer Journalist Hans O. Staub, Erfinder und Moderator der «Rundschau» im Schweizer Fernsehen. Als Chefredaktor der *Weltwoche* verhalf er durch sein einmaliges Beziehungsnetz dem Bundeshauskorrespondenten Marcel H. Keiser zu mehreren Enthüllungsgeschichten über das damalige Militärdepartement. Die Berichterstattung gipfelte 1979 im Skandal um den «Panzer 68», bei dem die *Weltwoche* derart viele Mängel und Ungereimtheiten aufdeckte, dass der aktuelle Trubel um das Kampfflugzeug Gripen im Vergleich wie ein Kindergeburtstag erscheint: Schaltete die Besatzung die Heizung des Panzers ein, feuerten die Rohre schon mal

selbständig drauflos. Liefen die Funkgeräte mit voller Leistung, begann sich der Turm teils unkontrolliert zu drehen. Das Urteil, das die Offiziere in Geheimberichten über den Panzer fällten, war vernichtend: «kriegsuntauglich».

Schon damals reagierten die angegriffenen Magistraten nach einem Muster, das bis heute gleich geblieben ist. Der Bericht sei «unpräzise» und «undifferenziert», sagte der zuständige Bundesrat Rudolf Gnägi. Es half ihm nichts. Neun Tage nach der Publikation des Artikels musste Gnägi zurücktreten. Bundeshausredaktor Keiser wurde wegen «Verrats militärischer Geheimnisse» zu dreissig Tagen bedingter Haft verurteilt.

Dass der Überbringer der schlechten Nachricht gerne verprügelt wird, hatte die *Weltwoche* nie davon abgehalten, relevante Missstände aufzudecken. Hanspeter Born zum Beispiel schrieb mit seiner Serie über Bruno Zwahlen und den Mordfall in Kehrsatz Justiz- und Mediengeschichte. Daniel Ganzfried entlarvte den Holocaust-Schwindler Benjamin Wilkomirski. In jüngerer Zeit brachte Daniel Ammann Bundesanwalt Valentin Roschacher zu Fall. Alex Baur entlarvte die Missstände im Zürcher Sozialwesen unter Monika Stocker. Und lange bevor Urs Paul Engeler die Fehlleistungen des Bundesratskandidaten Bruno Zuppiger und des Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand aufdeckte, hatte er bereits die Geheimarmeen P-26 und P-27 enthüllt. In den achtzig Jahren ihres Bestehens hat die *Weltwoche* wohl mehr Herzrhythmusstörungen ausgelöst als jede andere Schweizer Zeitung.

Voraussetzung dafür waren talentierte und leidenschaftliche Journalisten – oder, wie Hugo Loetscher einmal seine Redaktion beschrieb: «lauter begabte Irre». Jürg Ramspeck, ehemals Praktikant unter Manuel Gasser und später erfolgreicher Chefredaktor in den achtziger Jahren, betrachtete das *Weltwoche*-Team als «eine Art Theater- oder Cabaretensemble, dessen Mitglieder selbstverständlich in jedem Programm aufzutreten hatten». Zu den Autoren gehörten berühmte Schriftsteller wie Thomas Mann und Hermann Hesse, Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch, Niklaus Meienberg, François Bondy oder Peter Bichsel. Immer wieder gab es auch heftigen Zwist zwischen den Schreibern; regelmässig kam es zu Zellteilungen, bei denen sich verdiente Redaktoren verabschiedeten. Bis heute arbeiten in den verschiedensten Blättern des Landes zahlreiche Journalisten – oft in leitender Funktion oder als herausragende Schreiber –, die sich ihre Sporen bei der *Weltwoche* abverdient haben.

Natürlich gab es auch Krisen. Mehr als einmal zeigte die Redaktion Auflösungserscheinungen, die Leserzahlen schwankten manchmal bedrohlich, oft genug schien dem Blatt das Geld auszugehen. Nachdem sich die Ära Staub Anfang der achtziger Jahre abgenutzt



«Lauter begabte Irre»: Redaktor Loetscher.

hatte, verschafften die neuen Chefredaktoren Jürg Ramspeck und Rudolf Bächtold der Zeitung neuen Schwung. Als nach Jahren des Erfolgs wiederum Selbstgefälligkeit und Trägheit um sich griffen, kam es erneut zu giftigen Fehden. Das Team spaltete sich (Operation «Frühlingserwachen»), die eine Hälfte erarbeitete ein Neukonzept – bis der damalige Verleger Beat Curti das Drama beendete und neun Redaktoren kündigten.

Als die *Weltwoche* um die Jahrtausendwende – einmal mehr – in die Bedeutungslosigkeit und finanzielle Bodenlosigkeit abzudriften drohte, übernahm 2002 der Zürcher Journalist Roger Köppel das Blatt, erst als Chefredaktor, seit 2006 auch als Verleger und Besitzer. Die erfolgreichen Prinzipien von einst sind massgeblich geblieben: Im Mittelpunkt steht die Handschrift des Autors, der Autorin. Das Blatt pflegt einen Journalismus, der «auspricht, was andere nicht auszusprechen wagen» (Friedrich Dürrenmatt). Nicht das Parteibuch ist entscheidend, sondern die Fähigkeit, die Dinge so zu beschreiben, wie sie wirklich sind. Eine unbequeme Stimme der Vernunft.

Als die Schweiz alles, was links der Mitte angesiedelt war, als Landesverrat bekämpfte, neigte das Blatt nach links. Seit der intellektuelle Zeitgeist verlässlich Mitte-Links weht, gibt die *Weltwoche* wieder Gegensteuer, ohne ihre Offenheit für alle interessanten Standpunkte preiszugeben. Der Geist ist nonkonformistisch, doch es gibt Konstanten: Qualität, Leidenschaft und Sympathie für die Unabhängigkeit der Schweiz in Europa. Die Worte des Gründervaters Manuel Gasser bleiben aktuell: «Die *Weltwoche* stand und fiel mit der Initiative und Energie ihres Chefs und seiner Mitarbeiter und mit dem Zuspruch ihrer Leser.» ○



17. November 1933

## Der deutsche Gruss

Mit der Machtübernahme Hitlers änderten sich in Deutschland auch die Grussformeln – was für einige Verwirrung sorgte. Der Deutschland-Korrespondent der *Weltwoche* klärte auf. Und beendete seine Berichterstattung mit zwei aktuellen Witzen.

Der deutsche Gruss ist jetzt wohl fast überall eingeführt. Es fehlen aber bisher fest umrissene Grussvorschriften, so dass sich verschiedentlich Zweifelsfälle ergeben können. Für die Mitglieder der NSDAP werden sich keine Schwierigkeiten ergeben, aber viele, die nicht der Partei angehören, werden oft nicht wissen, wie sie sich im Augenblick richtig zu verhalten haben, so dass sie keinen Anstoss erregen. Besonders schwierige Fragen werden sich bei nichtarischen Personen ergeben.

Nur für die öffentlichen Verwaltungen sind besondere Grussvorschriften erlassen worden. Für den Gruss vor den Gerichten sind sogar besondere zeremonielle Handlungen vorgeschrieben, aber trotzdem ist manches noch ungeklärt. Jeder Staatsbürger, wohl auch der nichtarische, hat sich im Verkehr mit Behörden und Beamten des deutschen Grusses zu bedienen, auch im Schriftverkehr. Höflichkeitsformeln wie «Hochachtungsvoll» und

«Jedenfalls ist es zulässig, Briefe an Behörden und Private mit «Heil Hitler!» zu unterzeichnen.»

ähnliches sind in den letzten Jahren aus amtlichen Schriftstücken und auch aus den Schreiben Privater an Behörden immer mehr verschwunden. Auch im Geschäftsverkehr werden diese Formeln, hinter denen ja meistens doch nichts steckt, häufig schon fortgelassen. Jedenfalls ist es zulässig, Briefe an Behörden und Private mit «Heil Hitler!» zu unterzeichnen, obwohl es auch hier Fälle geben kann, in denen es der Takt erfordert, nicht «Heil Hitler» zu setzen, sondern eventuell «Mit deutschem Gruss».

Überhaupt hängt bei der Anwendung oder Nichtanwendung des deutschen Grusses vieles von dem Taktgefühl des einzelnen ab. Natürlich haben auch Nichtarier sich grundsätzlich den allgemeinen Vorschriften, soweit es sich um gesetzliche Anordnungen oder Verfügungen von Behörden handelt, zu unterwerfen. Aber da, wo es keine amtlich vorgeschriebenen Grussregeln gibt, wird es oft nicht leicht sein, hier das Richtige zu finden, um auf der einen Seite die Gefühle anderer nicht zu verletzen, andererseits sich aber auch selbst nicht lächerlich zu machen. Es kann daher Fälle

geben, wo auch der Nichtarier den deutschen Gruss anwenden muss oder wo es der Takt erfordert, ihn anzuwenden, es ist aber auch ein Fall denkbar, wo es geschmacklos wäre, würde ein Nichtarier den Hitler-Gruss zur Anwendung bringen.

Bei allen Reichsangehörigen arischer Abstammung wird in der Regel heute der deutsche Gruss angewandt, wobei man nicht zu ängstlich zu sein braucht, wenn auch einmal aus alter Gewohnheit eine alte Grussformel angewandt wird, soweit darin nicht eine



«Vermeide ein allzulässiges «Wedeln» mit der Hand.»

grundsätzliche Ablehnung des neuen Staates zum Ausdruck kommt. Man sollte nicht gleich jeden für einen Staatsfeind ansehen, der einen guten Morgen oder guten Abend wünscht oder dem das eigentlich wenig schöne «Mahlzeit» entfährt. Man trifft auch heute noch viele Menschen an, die keineswegs den neuen Staat ablehnen und trotzdem noch immer aus alter Gewohnheit die alten Grussformen benutzen, denen es zum Teil unhöflich erscheint, beim Gruss, vor allem Damen gegenüber, den Hut aufzubehalten und nur die Hand zu erheben.

Allmählich wird wohl von selbst der deutsche Gruss immer mehr zur Selbstverständ-

lichkeit werden. Dazu gehört auch eine gewisse Zeit, und man sollte sie auch ruhig gewähren, vor allem älteren Menschen, wie überhaupt sich erst manches langsam einspielen muss. Man sollte daher nicht vorschnell über Menschen urteilen, die noch nicht oder zuweilen nur den deutschen Gruss anwenden.

Im übrigen sei gesagt: Grüsse jede an dir vorbeimarschierende Fahnen Gruppe, die eine Fahne mit den Symbolen des neuen Reiches trägt, durch Erheben der rechten Hand (nur der Führer der Formation dankt für den Gruss). Erhebe den rechten Arm, wenn das Horst-Wessel-Lied gesungen wird, bediene dich im Verkehr mit Behörden und Beamten des deutschen Grusses. Erhebst du bei feierlichen Anlässen den rechten Arm, so ziehe vorher möglichst den Handschuh aus. Ist in deiner Arbeitsstätte der deutsche Gruss eingeführt, und das wird wohl überall der Fall sein, dann wende auch du ihn an. Vermeide dabei ein allzulässiges «Wedeln» mit der Hand. In deinem privaten Leben verhalte dich so, wie es dir dein Taktgefühl vorschreibt, und so, dass du den Empfindungen deiner Mitmenschen Rechnung trägst.

### Witze am laufenden Band

Der deutsche Sprachverein hat für das Eintopfgericht an jedem Monatsersten folgenden gemeinverständlichen Namen vorgeschlagen: Arish Stew.

General Göring, bekannt für seine Freude an Uniformen und Orden, besichtigt in Kiel den neuesten Panzerkreuzer. Dabei kommt er auch in die Küche und streckt den Kopf durch ein Bullauge in die Meeresweite hinaus. Zur gleichen Zeit fahren unten in einer Jolle zwei Matrosen vorüber. Der Erste: «Du, dort schaut ja der Göring raus.» Der Zweite: «Ach wo, Göring ...» Der Erste: «Natürlich, Göring, siehst denn du nicht, jetzt haben sie ihm sogar einen Panzerkreuzer umgehängt!»

Der Artikel erschien am 17. November 1933 in der ersten Ausgabe der *Weltwoche*. Genaue Angaben zum Autor fehlen.

# Einkommen eines Chefarztes

Mit der Personenfreizügigkeit wandern immer häufiger Leute aus dem EU-Raum ein, um in der Schweiz zu Fürsorgebezüglern zu werden. Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen schätzen das Angebot der Sozialämter und ziehen vermehrt Angehörige nach. *Von Alex Baur*



Monatlich 382 Euro pro Person: Hartz-IV-Bezüger in Deutschland.

Milan Stankovic\* wurde 1971 als Bosnier geboren, später liess er sich in den Niederlanden einbürgern. Anfang 2012 entschied er sich, in die Schweiz zu ziehen. Im Kanton Thurgau fand er bei einem Landsmann aus dem Balkan eine Stelle. Der Rest war dank des freien Personenverkehrs eine Formalie, die innerhalb weniger Tage erledigt war. Doch kaum hatte ihm das Migrationsamt die für fünf Jahre gültige Arbeitsbewilligung ausgestellt, wurde Stankovic noch innerhalb der Probezeit entlassen. Der Weg führte direkt aufs Sozialamt.

Im letzten Frühling zügelte Stankovic – das ländliche Ambiente in Mostindien behagte ihm offenbar nicht – in eine Zürcher Vorortsgemeinde. Leider fand er auch hier keine passende Stelle und war weiterhin «auf Sozialhilfe angewiesen», wie es im Fachjargon heisst. Demnächst will er seine Frau und seine Kinder nachkommen lassen, obwohl er nicht in der

Lage ist, diese aus eigener Kraft zu ernähren, geschweige denn zu beherbergen. Das Sozialamt wird in die Lücke springen. Denn nach gängiger Rechtsauslegung besteht für EU-Bürger ein Anspruch auf Familiennachzug.

Beim zuständigen Sozialamt hat man gemäss Recherchen der *Weltwoche* wohl gegargwöhnt, dass Stankovic im Thurgau einen fingierten Arbeitsvertrag abgeschlossen hat. Doch die Migrationsbehörde in Frauenfeld mochte die Bewilligung nicht widerrufen: Solche Machenschaften liessen sich kaum je nachweisen. Damit bleibt die niederländisch-bosnische Familie Stankovic der Sozialhilfe mutmasslich mindestens noch vier Jahre erhalten, vielleicht aber auch für immer.

Milan Stankovic wollte sich neben einem Deutschkurs auch eine Ausbildung zum Taxichauffeur vom Sozialamt finanzieren lassen. Da Letzteres abgelehnt wurde, erwirbt er den

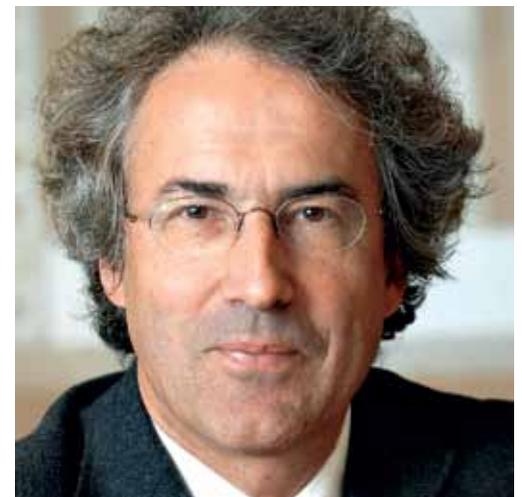
Fürsorgebezüger aus der EU

	2009	2010	2011
Deutschland	3170	3592	3961
Frankreich	2714	2856	3050
Italien	8671	8788	9018
Portugal	8290	8422	9056
Spanien	2362	2394	2575
Andere	3555	3843	4079
Total*	28 762	29 895	31 739

\*Total EU- und Efta-Länder

QUELLEN: BIS: SOZIALHILFESTATISTIK 2011; STATPOP 2010

**Anstieg:** Zuwanderung in die Sozialwerke.



**Eigenmächtig:** Skos-Chief Schmid.

Ausweis nun auf eigene Faust. Ein Job als Taxifahrer ist vor allem unter Sozialhilfebezüglern aus dem Balkan sehr beliebt. Zwar verdienen sie in dieser Branche nicht viel, doch das müssen sie auch nicht, denn die Sozialhilfe bezahlt die Differenz zu dem, was nach Schweizer Massstäben als Existenzminimum gilt. Und das ist – alles in allem rund 5000 Franken pro Monat für eine vierköpfige Familie plus Extraauslagen, steuerfrei notabene –, gemessen am europäischen Lohnniveau, ein stolzes Einkommen. Als Taxifahrer hat Stankovic zudem stets ein Auto zu seiner freien Verfügung. Was will er noch mehr.

## Kein Anreiz zu arbeiten

Stankovic ist kein Einzelfall. Gemäss Linda Camenisch (FDP), Sozialvorsteherin der Gemeinde Wallisellen, gibt es auf ihrem Amt zirka zehn vergleichbare Fälle von Sozialhilfe-

bezügern aus dem EU-Raum. Bei den rund 190 Fürsorgedossiers sind sie zwar nach wie vor eine Minderheit. In den letzten Jahren sei eine Zunahme zu verzeichnen gewesen, namentlich auch bei deutschen Staatsbürgern.

Camenischs Eindruck täuscht nicht. Das Phänomen spiegelt sich in den Erhebungen des Bundesamtes für Statistik, das seit 2009 die Fürsorgebezügler nach Staatszugehörigkeit erfasst. Bei sämtlichen wichtigen europäischen Zuwanderungsländern – Italien, Portugal, Deutschland, Frankreich und Spanien – war seither eine stete Zunahme von Fürsorgeabhängigen zu verzeichnen (siehe Grafik). Nach den Afrikanern (plus 20 Prozent) sorgten EU-Bürger (plus 10 Prozent) für die höchsten Zuwachsraten bei der Sozialhilfe; mit 31 739 Bezüglern haben sie praktisch das Niveau der «übrigen Europäer» (35 841 Bezüglern, vor allem aus Ex-Jugoslawien) erreicht. Zwar kommen heute auch die meisten Neuzuzüger aus dem EU-Raum. Doch die Zuwanderung ins Sozialsystem war – zumindest offiziell – nie das Ziel der Personenfreizügigkeit. Tatsächlich war die Problematik in Anbetracht der im europäischen Vergleich exorbitant hohen Schweizer Sozialleistungen absehbar. Doch es wurde bislang konsequent verdrängt.

Gemäss den Erfahrungen von Kurt Spillmann (SVP), Sozialvorsteher der Stadt Dübendorf, sind es in erster Linie Immigranten aus Südeuropa mit schlechten Qualifikationen und kargen Sprachkenntnissen, die «aufgrund eines zweifelhaften Arbeitsvertrags einen Ausweis B für fünf Jahre erhalten». Das Arbeitsverhältnis werde bisweilen innerhalb weniger Monate «aus betrieblichen Gründen» wieder aufgelöst, worauf sich die Betroffenen früher oder später beim Sozialamt meldeten. Zumal die Sozialhilfe oft höher ist als der vorherige Lohn, gebe es für viele keinen Anreiz zu arbeiten. Viele versuchten auch, über die IV an eine reguläre Sozialrente zu gelangen. Wenn der Entzug der Aufenthaltsbewilligung drohe, so Spillmann, fänden die meisten plötzlich wieder eine Stelle. Doch sobald das Permis verlängert ist, lasse der Arbeitseifer erfahrungsgemäss wieder drastisch nach.

Alles nur böse Unterstellungen? Ein Fall aus dem Kanton Bern, welcher der *Weltwoche* zugezogen wurde, macht den Mechanismus begreiflich. Die heute 32-jährige deutsche Pflegerin Inga Schulz\* reiste 2007 im Rahmen der Personenfreizügigkeit in die Schweiz ein und erhielt eine Bewilligung für fünf Jahre. Bereits nach drei Monaten wurde ihr gekündigt. Trotz notorischem Personalmangel in der Pflegebranche fand Schulz keine neue Stelle. 2009 zügelte sie in den Kanton Bern und meldete sich bei der Sozialhilfe an.

Sozusagen als Startgeld kassierte die Deutsche vom Sozialamt 4000 Franken für neue Möbel sowie 4650 Franken für die Sanierung ihres Gebisses. Monatlich bezieht sie seither

2622 Franken Sozialhilfe. Unannehmlichkeiten wie Steuern oder Zahnarztrechnungen bleiben ihr erspart. Das Schweizer Fürsorgesystem bietet ihr eine Art Vollkaskodeckung für alle Lebenslagen ohne Selbstbehalt.

Inzwischen hat Inga Schulz rund 80 000 Franken an Sozialhilfe bezogen. Im letzten Mai, just als ihre B-Bewilligung auslief, fand sie endlich einen Job, den sie zwei Monate später, nachdem ihr Permis verlängert worden war, prompt wieder verlor. Zum Vergleich: In Deutschland müsste Schulz als Hartz-IV-Bezüglerin mit monatlich 382 Euro auskommen. Dass sie keine Lust hat, in ihre Heimat zurückzukehren, ist verständlich.

Dies gilt erst recht für den 41-jährigen João Santos\*, der im Mai 2011 von Portugal in die Schweiz einreiste. Dank eines Arbeitsvertrages als Coiffeur bekam er im Kanton Bern sofort einen für fünf Jahre gültigen B-Ausweis. Fünf Monate später landete er bei der Sozialhilfe. Auch Santos erhielt als Einstiegs Geschenk vom Sozialamt erst einmal 3000 Franken für neue Möbel sowie eine Gutschrift über 5700 Franken für eine Generalrevision der Zähne. Insgesamt kostete der Portugiese die Berner Steuerzahler bislang rund 50 000 Franken. Santos wäre blöd, wenn er nicht hier bleiben würde. In seiner Heimat müsste er sich selber helfen, Sozialhilfe in unserem Sinn existiert dort nicht. In Anbetracht des gesetzlichen Mindestlohns in Portugal (566 Euro) müssen die Schweizer Vorstellungen von Armut für ihn schlechterdings obszön anmuten.

Da er keine Landessprache beherrscht und offenbar auch nicht in der Lage ist, Deutsch zu lernen, hat João Santos schlechte Karten auf dem Arbeitsmarkt. Trotzdem stellte er den Antrag, seine Frau und die beiden Kinder im Rahmen der Personenfreizügigkeit nachkommen zu lassen. Die Behörden werden wohl zustimmen müssen. Das künftige Budget der Familie sieht gemäss Richtlinien der Schweizer Konferenz für Sozialhilfe (Skos) so aus: 2054 Franken Grundbedarf, 1850 Franken für die Miete, 940 Franken Krankenkasse, 200 Franken Integrationszulage – macht 5044 Franken monatlich, plus situationsbedingte Leistungen (Versicherungen, Zahnarzt, Selbstbehalte etc.). In Santos' Heimat haben Chefärzte derartige Gehälter, allerdings nicht steuerfrei.

### **Irreführende Propaganda des Bundesrates**

Als das Volk vor zehn Jahren der Personenfreizügigkeit gegenüber den alten EU-Ländern zustimmte, waren die Verlockungen des Schweizer Sozialwesens kaum ein Thema. Wer trotzdem warnte, wurde als Misanthrop in die soziale Quarantäne verbannt. In einem amtsinternen Rundschreiben hielt der Berner Fürsorgedirektor Samuel Bhend (SP) am 27. Oktober 2004 noch fest: «Eine stellensuchende Person aus dem EU/Efta-Raum mit oder ohne Aufenthaltsbewilligung hält sich illegal in der

Schweiz auf, wenn sie nicht über genügend finanzielle Mittel verfügt.» Mehr als Nothilfe zwecks Heimreise liege deshalb nicht drin. Doch Bhend irrte sich.

Der Bundesrat dürfte es besser gewusst haben. Das Recht auf Einreise und Aufenthalt, schrieb er 2007 in einer Broschüre zur Abstimmung über die Erweiterung der Personenfreizügigkeit vage, werde nur jenen gewährt, die «über ausreichende finanzielle Mittel verfügen, damit sie nicht der Sozialhilfe zur Last fallen». Das war nur halb gelogen. Was mit jenen passiert, die eine Bewilligung haben und mittellos werden, ist im Gesetz nicht klar geregelt.

Die Skos hat die Gesetzeslücke mittlerweile eigenmächtig geschlossen, zugunsten der Einwanderer. Die Richtlinien sind kompliziert und enthalten eine ganze Reihe von Spezifikationen, lassen sich aber einfach auf den Punkt bringen: Solange EU-Bürger eine Aufenthaltsbewilligung vorweisen, sind sie von den Sozialämtern gleich zu behandeln wie Schweizer.

Sogar Studenten, Rentner, Kurzaufenthalter, Selbständigerwerbende und Stellensuchende haben gemäss Skos einen gesetzlichen Anspruch auf «ordentliche Unterstützung». In einer vom Bundesamt für Migration und vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) verfassten Broschüre zur Volksabstimmung wurde das Gegenteil behauptet: «Rentner, Studenten, Stellensuchende sowie Selbständige haben kein Recht auf Sozialhilfe in der Schweiz.»

Diffus bis irreführend waren auch die Ausführungen des Bundesrates zum Thema Familiennachzug. Gemäss offizieller Abstimmungspropaganda sollte dies nur möglich sein, «wenn [die Antragsteller] über eine geeignete Wohnung verfügen». Dass die Wohnung auch vom Sozialamt finanziert werden kann, wurde nicht erwähnt. EU-Bürger erhalten bei einer Vermählung mit einem nichteuropäischen Partner (gleichgültig welchen Geschlechts) in der Schweiz sogar leichter eine Aufenthaltsbewilligung als Schweizer. Das Diskriminierungsverbot gilt in diesem Fall nur für Schwule und Lesben, nicht jedoch für Einheimische.

Der Skos-Vorsitzende Walter Schmid – nach vierzehn Amtsjahren eine Art Leonid Breschnew der Schweizer Sozialhilfe – verweist zwar gerne darauf, dass die Fürsorge mit Ausschüttungen von jährlich bloss drei bis vier Milliarden Franken ein relativ billiges Sozialwerk sei. Was Schmid verschweigt: Oft ist die Fürsorge bloss die Vorstufe zur IV-Rente und endet spätestens mit der AHV-Rente. Wer mit der ordentlichen Rente nicht auskommt, hat Anspruch auf Ergänzungsleistungen. Und diese sind in den letzten zehn Jahren sprunghaft angestiegen. Bei den Ausländern nahm die Zahl der Bedürftigen gar um rund die Hälfte zu (von 43 495 auf 66 199). Jeder vierte zugewanderte Rentner bezieht heute Ergänzungsleistungen. Willkommen im Schlaraffenland.

\*Namen geändert

# Aufstand der Autofahrer

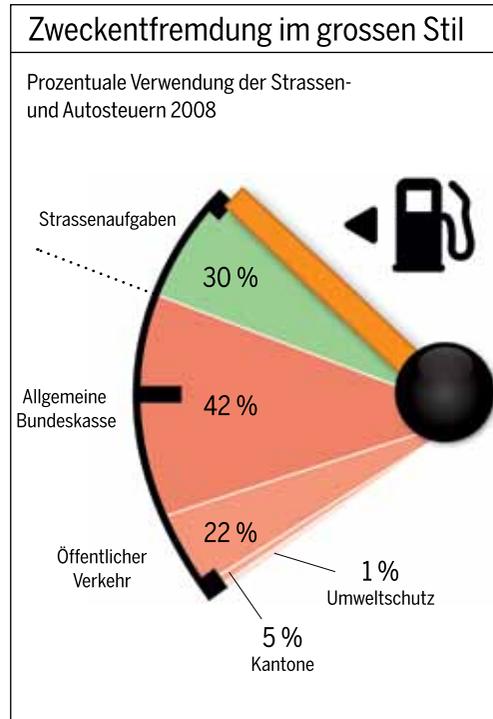
Jetzt kommt Druck von unten: Per Volksinitiative will der Verband Auto Schweiz endlich die Kostenwahrheit im Verkehr durchsetzen. Steuern und Abgaben der Automobilisten sollen ausschliesslich der Strasse zugutekommen. Von Philipp Gut



«Missbraucht»: Auto-Schweiz-Präsident Nötzli.

Es sind gute Nachrichten zum Jahresbeginn für Schweizer Autofahrer. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* plant Auto Schweiz, die Vereinigung Schweizer Automobil-Importeure, ein Volksbegehren, das die Autofahrer entlastet und endlich zu mehr Transparenz und Kostenwahrheit im Verkehr führt. Die sogenannte Milchkuh-Initiative, deren Entwurf der *Weltwoche* vorliegt, zielt auf eine längst fällige Flurbereinigung im Dschungel der Schweizer Verkehrspolitik. Steuern und Abgaben der Automobilisten sollen – so das Hauptanliegen der Initianten – künftig auch wirklich der Strasse zugutekommen. «Jede Zweckentfremdung ist untersagt», heisst es klar im Entwurf des Initiativtexts.

Die Realität ist heute eine andere – obwohl das sogenannte Verursacherprinzip im Verkehr durch die Bundesverfassung garantiert ist. Die Steuern und Abgaben, welche die Autofahrer entrichten, fliessen nur zu einem kleineren Teil in die Infrastruktur der Strassen. Rund zwei Drittel der Einkünfte werden in andere Kanäle umgeleitet (siehe Grafik). Im Jahr 2008 flossen 42 Prozent, also beinahe die Hälfte der Strasseneinnahmen, voraussetzungslos in die allgemeine Bundeskasse. Was dann mit dem Geld – gegen vier Milliarden Franken – geschah, bleibt das Geheimnis der Umverteilungsjongleure im Bundeshaus. Ein weiteres knappes Viertel – mehr als zwei Milliarden Franken – diente der



Umverteilungsjongleure: Automobilisten zahlen.

Querfinanzierung des öffentlichen Schienenverkehrs. Fünf Prozent gingen in Form der leistungsabhängigen Schwerverkehrsabgabe (LSVA) an die Kantone.

## «Milchkühe der Nation»

Lediglich 30 Prozent der Steuern und Abgaben der Autofahrer werden tatsächlich für Strassenaufgaben verwendet. Ein unhaltbarer Zustand, finden die Initianten. «Die Automobilisten werden als Milchkuhe der Nation missbraucht», sagt Auto-Schweiz-Präsident Max Nötzli.

Die jüngsten Zahlen des Bundesamtes für Statistik (BfS) stützen diesen Befund. Wie die kürzlich veröffentlichten definitiven Resultate der Strassenrechnung 2010 zeigen, kommt der private Fahrzeugverkehr vollständig für die Strassenkosten auf. Es ergibt sich sogar ein Überschuss; der Kostendeckungsgrad der Strasse liegt bei 115 Prozent. Die laufenden Ausgaben werden demnach von den Strassenbenützern finanziert, ohne dass der Staat eigene Mittel dafür aufwenden muss.

Ganz anders fällt die Bilanz der Eisenbahnrechnung aus. Der Schienenverkehr trägt sich nur zu 40 Prozent selbst. Mehr als die Hälfte der Kosten werden querfinanziert, unter anderem stark durch Automobilisten, Motorradfahrer, Transporteure.

Die «Milchkuh-Initiative», die voraussichtlich am Genfer Auto-Salon im Frühjahr offiziell lanciert wird, kommt für die geschröpften Autofahrer im richtigen Moment. Bereits heute zwingt der Staat bei jeder Tankfüllung über die Hälfte des Preises ab (beim Benzin sind es 50,9 Prozent, beim Diesel gar 52 Prozent). Und in Zukunft soll es noch erheblich mehr sein. Bundesrat, Parlament, Verwaltung planen bereits neue Abgaben. Darunter, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die folgenden:

- 1—Die Nationalstrassenabgabe (Autobahnvignette) soll von 40 auf 70 oder sogar 100 Franken erhöht werden. Das Parlament ist dran.
- 2—Der sogenannte Klimarappen wird mit maximal 5 Rappen pro Liter Treibstoff weitergeführt (bisher 1,5 Rappen).
- 3—Laut Vernehmlassungsbericht des Bundesrats soll im Rahmen der Energiestrategie 2050 eine umfassende Lenkungsabgabe kommen, die zu einer kontinuierlich steigenden Abgabe auf Treibstoffe führen wird. Verwaltungsintern werde eine zusätzliche Belastung von 50 Rappen pro Liter diskutiert, so Insider.
- 4—Das Bundesamt für Strassen (Astra) plant gemäss gut informierten Kreisen je nach Szenario ab dem Jahr 2016 neue Abgaben von 55 bis zu 70 Rappen – wiederum pro Liter.
- 5—Gleichzeitig arbeitet das Astra an einem Konzept zum sogenannten Mobility Pricing – einer kilometerabhängigen Gebühr für die Strassenbenützung.
- 6—Mit der sogenannten Fabi-Vorlage (Finanzierung und Ausbau Bahninfrastruktur), vom Bundesrat als Gegenvorschlag zur radikalen VCS-Initiative formuliert, würden dem Strassenverkehr längerfristig erhebliche zusätzliche Mittel entzogen und auf die unrentable Schiene umgeleitet.

Die Pläne zu immer neuen Abgaben und Belastungen der Automobilisten erstaunen angesichts der Tatsache, dass der Strassenverkehr vollumfänglich für seine Kosten aufkommt. Um den Begehrlichkeiten der Berner Politiker und Beamten einen Riegel zu schieben, will die «Milchkuh-Initiative» die demokratischen Mitwirkungsrechte stärken. Sämtliche Bestimmungen und Beschlüsse, die zur Erhöhung bestehender oder zur Einführung neuer Steuern und Abgaben führen, seien in Form eines Bundesgesetzes zu erlassen oder dem fakultativen Referendum zu unterstellen, so die Initianten. Damit hätte das Volk bei jedem neuen Anschlag auf das Portemonnaie der Autofahrer das letzte Wort. ○

# Zum Fressen gern

Mostbröckli vom Hund? Katzenvoressen? Tierschützer wollen diese Speisen in der Schweiz verbieten. Der Verzehr von Hunden und Katzen ist heute ein Randphänomen. Vor noch nicht allzu langer Zeit war dies noch ganz anders – gesprochen wurde aber auch damals nicht darüber. *Von Rico Bandle*

Die Reaktionen sind immer dieselben, kontaktiert man Ostschweizer Bauern, die im Ruf stehen, Hunde zu essen. «Macht das jemand? Davon habe ich noch nie gehört.» – «Das ist interessant, wir kennen aber niemanden, der das macht.» Die Landwirte haben allen Grund, sich unwissend zu geben: Allzu oft mussten sie in den letzten Jahren nach einem Journalistenbesuch hämische oder moralisierende Schlagzeilen lesen wie «Die Schweiz, ein Volk von Hundessern» oder «Büsis schmecken besser als Guggeli».

Auch internationale Fernsehteams legen sich immer mal wieder mit den angeblichen «Hundessern» in der Schweiz an. 1994 wollte ein Team des deutschen «Stern TV» mit versteckter Kamera im Appenzellerland Hundefett kaufen, worauf der Hundehändler ein Gewehr auf die Fernsehleute richtete. Einige Jahre später zertrümmerte ein Bauer eine Kamera des Schweizer Fernsehens.

Hinter dem regelmässig wiederkehrenden Medienaufruhr steht ein Schweizer Sonderfall: Im Gegensatz zum benachbarten Ausland ist hierzulande das Töten von Hunden und Katzen zum Verzehr erlaubt. Nun fordern Tierschützer auch hier ein Verbot, wie der *Tages Anzeiger* letzte Woche berichtete. Der Handel mit dem Fleisch ist allerdings schon längst untersagt.

Wie weit der Verzehr von Hunde- und Katzenfleisch in der Schweiz heute verbreitet ist, weiss niemand. Es dürfte sich um ein Randphänomen handeln, auch wenn gewisse Medienberichte suggerieren, beim Hundebraten handle es sich um eine Leibspeise der Ostschweizer Landbevölkerung. «Es sind in erster Linie ältere Bauern, die dieser Gewohnheit noch nachgehen», sagt der Altstatter Journalist Markus Rohner, der sich intensiv mit dem Thema beschäftigt hat.

## Armenspeise in Appenzell

Noch in der Nachkriegszeit war dies ganz anders. Der Volkskundler und Konservator des Museums Appenzell, Roland Inauen, beschäftigt sich von Berufes wegen mit den früheren Lebensgewohnheiten in der Ostschweiz. «Bis in die fünfziger und sechziger Jahre war es beispielsweise im Appenzeller Armenquartier Ried in vielen Haushalten völlig normal, dass Katzen und Hunde gegessen wurden.» Zahlen habe er allerdings keine. «In den Chroniken ist dazu kein Wort aufgeführt, in den damals verbreiteten volkskundlichen Befragungen wurde

das Thema konsequent ausgeklammert», sagt Inauen. Er hat mit einigen älteren Appenzellern über die Essgewohnheit in ihrer Kindheit gesprochen. «Es war ganz selbstverständlich, dass man Hunde- und Katzenfleisch ass – aber man sprach nicht darüber.» In anderen ländlichen Gegenden der Schweiz sei das nicht anders gewesen. «Bis heute hat aber noch nie ein Volkskundler das Phänomen untersucht, das wäre ein attraktiver Forschungsbereich», so Inauen.

In Deutschland finden sich in den Archiven mehr Hinweise und Daten zu dem Phänomen. 1904 gab es in München über ein Dutzend Hundemetzgereien, allein 1923 wurden in Deutschland noch 18 000 Hunde geschlachtet. Auch Gasthäuser mit Hunde- und Katzenfleisch waren Anfang des 20. Jahrhunderts noch verbreitet. Dass schon damals nur wenig über den Verzehr dieser Haustiere gesprochen wurde, liegt nicht nur am Umstand, dass Hunde und Katzen den Menschen emotional näher sind als Rinder oder Schweine. Anders als in Asien galt Hunde- wie auch Pferdefleisch in Mitteleuropa als minderwertig und war entsprechend billig. Es war eine «Hungersnahrung», die man nur deswegen verzehrte, weil es eine grosse Anzahl überschüssige Tiere gab.

Anstatt diese zu vergraben oder zu verbrennen, hat man sie gegessen – in der Regel als Braten, Ragout oder beim Hundefleisch auch

in Form von Mostbröckli, wodurch das damals als hochwertig angesehene Schweinefleisch (Schinken) imitiert wurde. Markus Rohner hat vor zehn Jahren bei seinen Recherchen Hundemostbröckli bei einem älteren, heute nicht mehr aktiven Metzger im St. Galler Rheintal probiert. «Es schmeckt ähnlich wie Rindfleisch, ich glaube nicht, dass man in einem Blindtest den Unterschied merken würde.»

Eine Gemeinsamkeit mit dem heute noch verbreiteten asiatischen Hundeverzehr gibt es allerdings: den Aberglauben. In Asien gilt Hundefleisch als potenzfördernd, in Mitteleuropa gibt es immer noch Leute, die Hundefett als Mittel gegen Asthma und andere Krankheiten preisen.

Mit dem steigenden Wohlstand nahm der Konsum von Hunde- und Katzenfleisch in unseren Breitengraden rapide ab. Der kulturell bedingte Abwehrreflex funktioniert erstaunlich effektiv: Wer in einer Kollegenrunde sagt, er würde gerne einmal Hundefleisch probieren, erzeugt lauter ekelverzerrte Gesichter. Ein gesetzliches Verbot ist daher nicht nur überflüssig, es ist auch kaum zu rechtfertigen: Die emotionale Bindung der Menschen zu einer Tierart kann nicht der Massstab für ein Gesetz sein, sonst müsste auch der Verzehr von Kaninchen, Pferden oder in letzter Konsequenz jeglichem Fleisch verboten werden. ○



«Es war selbstverständlich, dass man Hunde- und Katzenfleisch ass.»

# Gleichmachen ohne Macherinnen

Was macht eigentlich das eidgenössische Gleichstellungsbüro? Bei der Lohngleichheit für Frauen und Männer erreicht es mit seinen grosszügigen Mitteln wenig – deshalb soll es noch mehr davon bekommen. *Von Markus Schär*



*Lange Liste von Hindernissen: Frauenstreiktag 2011, in Zürich.*

«Das gilt eigentlich nicht mehr», sagt die Sekretärin, als sie dem Besucher die dicke Dokumentation in die Hand drückt. «Mit der neuen Direktorin ist alles anders.» Und der Besucher stellt fest, dass er nicht weiss, wie die neue Direktorin heisst. Das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG), das an der Berner Schwarztorstrasse in einem gediegenen Stadthaus vier Stöcke belegt, macht kaum Schlagzeilen. Vor einem Monat erinnerte eine Meldung daran, dass es das Büro noch gibt: Der Bundesrat soll es in den kommenden Wochen um zwei bis fünf Stellen aufstocken – Innenminister Alain Berset (SP) fordert zusätzliche Mittel, um die Lohngleichheit von Frau und Mann durchzusetzen, wenn nötig auch mit Kontrollen und Sanktionen.

Das EBG gibt es seit 1988; Claudia Kaufmann, später mächtige Generalsekretärin von Bundesrätin Ruth Dreifuss, machte sich als erste Di-

rektorin einen Namen. Und das Durchsetzen der Lohngleichheit, wie sie der Verfassungsartikel von 1981 und das Gleichstellungsgesetz von 1995 fordern, galt seit je als wichtigstes Ziel des Büros. Warum braucht es also nach gut 24 Jahren immer noch mehr Mittel und Möglichkeiten, um dieses Ziel zu erreichen?

«Lohnungleichheit bald Geschichte?», titelte die Schweizer Presse schon vor bald vier Jahren. Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) erklärte den 2. März 2009 zum «historischen Datum». Denn an diesem Tag gab er bekannt, der Bund und die Sozialpartner – von den Gewerkschaften über die Arbeitgeber bis zum Gewerbeverband – hätten sich «in einem bisher einmaligen Schritt» dazu durchgerungen, mit dem Projekt «Lohngleichheitsdialog» gegen Diskriminierung zu kämpfen: Die Unternehmen sollten sich verpflichten, mit dem vom Bund entwickelten Computerprogramm

«Logib» ihr Lohnsystem zu überprüfen. «Alle Partner und somit auch der Bund wollen jetzt Taten sehen», sagte die damalige EBG-Chefin Patricia Schulz. «Und zwar rasch.» Was bleibt für die neue Direktorin noch zu tun?

Sie heisst übrigens Sylvie Durrer, ausgewählt noch von Bundesrat Didier Burkhalter (FDP), und führt das Büro seit 1. März 2011. Patricia Schulz ging mit 62 in Pension und stieg gleichzeitig in den Uno-Ausschuss für die Beseitigung der Diskriminierung der Frau (Cedaw) auf. Und auch die Nachfolgerin nannte seit dem Amtsantritt als wichtigstes Ziel, dass Frauen und Männer für die gleiche Arbeit endlich den gleichen Lohn erhalten.

## Welsche Zeitungen auf Sexismus überprüft

In der Wirtschaft kennt sich allerdings Sylvie Durrer noch weniger aus als ihre beiden Vorgängerinnen, die Juristinnen Kaufmann und Schulz. Die 52-jährige Romanistin lehrte französische Linguistik, ab 1992 als Dozentin an der Uni Zürich und ab 2001 als Assistenzprofessorin an der Uni Lausanne, und sie forschte vorwiegend zum Dialog im Roman. Verheiratet mit einem ehemaligen NZZ-Redaktor, arbeitete die Mutter von drei Kindern wie ihr Mann immer voll, dank Au-pair-Mädchen, Haushalthilfen, Grosseltern: «Unsere Familie funktioniert wie ein KMU.»

Die Gleichstellung entdeckte die Akademikerin erst als Problem, als Kollegen in Zürich ihr vorschlugen, eine Vorlesung über Frau und Sprache zu halten: Das Thema sei zwar nicht sehr spannend, aber die Studentinnen liebten es. «Diese Abschätzigkeit hat mich geärgert, und ich habe das Thema eher aus Trotz übernommen», erinnert sich Sylvie Durrer. «Und dann kam es mir vor, als hätte ich einen ganzen Kontinent entdeckt.»

Was die Forscherin auf diesem Neuland fand, sammelte sie 2000 im Aufsatz «La presse romande est-elle sexiste? Oui!». Sie wertete dafür die Frontseiten von acht welschen Zeitungen während zweier Wochen im Mai 1997 aus. Dabei erkannte sie, die Frauen würden unsichtbar gemacht, weil sie weniger Zitate und Funktionen zugeschrieben bekämen. Das liegt vor allem daran, dass sich die Frankofonen mit den weiblichen Formen immer noch schwertun. Wie es korrekt geht, macht die Linguistin vor: «Il s'agit donc de repérer tou-te-s les femmes et les hommes mentionné-e-s.»

Und die Frauen würden als anonyme Opfer gezeigt, so etwa auf den Fotos von Flüchtlingsla-

gern und Hungersnöten, oder als emotional und «infantil» (weil nur mit Vornamen genannt) dargestellt. Die Forscherin rügte so auch die Schlagzeilen zur letztlich siegreichen Martina Hingis beim Tennisturnier in Roland Garros: «Hingis tremble, mais passe» (emotional). Oder (in der Boulevardzeitung *Le Matin*): «Martina, ouf!» (infantil). Roger (Federer), der später mit seinen Tränen auf den Centre-Courts die Welt rührte, tobte damals seine Emotionalität halt noch als Junior aus. Um ihre Forschung zur «place des femmes dans la presse écrite romande» noch zu vertiefen, bekam Sylvie Durrer 2001 bis 2005 vom Nationalfonds eine Förderprofessur. Ein schriftliches Resultat dieses Projekts für 822 517 Franken findet sich allerdings nicht.

Denn 2006 – bevor sie nach eigenen Angaben ein Ordinariat bekam – brach Sylvie Durrer ihre akademische Karriere ab und stieg als Chefin des Waadtländer Gleichstellungsbüros in die Gender-Politik ein. Das bereits 1991 gegründete Büro sollte sich ab 1999 vor allem darum kümmern, die Frauen in der Verwaltung zu fördern. «Die Bilanz ist bescheiden», stellte allerdings *24 Heures* bei der Beförderung von Sylvie Durrer nach Bern fest: «Nur 6 von 47 Diensten in der Kantonsverwaltung haben eine Chefin.» Und bei der Lohngleichheit, klagte die Gleichstellungsbeauftragte bei ihrem Abgang, gebe es sogar Rückschritte.

Auch landesweit ging es zwei Jahre nach dem «historischen Datum» von Bundesrat Couchepin nicht voran. Der Stand des ambitionierten Projektes «Lohngleichheitsdialog» sei «mit 10 teilnehmenden Unternehmen ernüchternd weit von dem eigenen, eher bescheidenen Ziel von 20 Unternehmen pro Jahr entfernt», stellte eine Zwischenevaluation des Projekts Ende 2011 fest. Neben der von Diskriminierungsklagen geplagten Novartis sowie McDonald's überprüften fast nur die Bundesverwaltung sowie Staatsunternehmen wie Post und Swisscom ihre Löhne auf Geschlechtergleichheit.

Die lange Liste der von Teilnehmenden genannten Hindernisse sei eindrücklich, schrieb die Evaluatorin Thomazine von Witzleben: «Sie reichen von der Ignoranz vieler Firmen gegenüber dem Problem der Lohndiskriminierung bis zur Überzeugung, dass die Lohngleichheit schon längst erreicht sei.» Die Verbände wandten ein, viele Betriebe hätten ohne das Programm des Bundes Instrumente zum Überprüfen der Löhne eingesetzt, und die Firmen fürchteten teils, die Gewerkschaften bekämen Einsicht in ihre Lohndaten. Eine Schlussfolgerung lautete deshalb vor einem Jahr: «Die Krise des Projektes ist offensichtlich.»

Alle wollten deshalb nochmals durchstarten. Im EBG hatte sich Projektleiterin Sajeela Regula Schmid allerdings schon 2010 gegenüber dem *Spiegel* «ziemlich ernüchtert» gezeigt. Und wenig Punch entwickelten auch Direktorin Sylvie Durrer und ihre Stellvertreterin, die promo-

vierte Kunsthistorikerin Ursula Thomet: Von den elf Medienmitteilungen des letzten Jahres – vom Zwischenbericht des Bundesrates zur Gewalt in Paarbeziehungen bis zur Teilnahme der Direktorin am internationalen Männerkongress – vermeldete gerade mal eine, der Selbsttest zur Lohngleichheit werde rege genutzt. Und Publikationen zum Erwerbsleben gibt es keine mit Jahrgang 2012, abgesehen vom Jahresbericht über die Finanzhilfen. Dieser fragt, weshalb das Interesse an den Mitteln fehlt, mit denen Projekte und Beratungsstellen zur Gleichheit von Frau und Mann bei der Arbeit konkret gefördert werden sollen: Bis Ende August 2012 gingen nur vier Gesuche ein, darunter «ein Projekt vom Verkehrs-Club Schweiz (VCS), der die Organisation seiner Veranstaltungen unter dem Genderaspekt analysieren will».

schaft. Mit Letzterem führte es 2012 etwa eine Tagung zu «Frauen in der Schweizer Landwirtschaft» (also zu nicht ganz einem Prozent der Bevölkerung) durch. «Dem EBG ist nicht bekannt, wie viele Personen sich in der Bundesverwaltung spezifisch mit Fragen der Gleichstellung beschäftigen», richtet das Innendepartement aus.

### Schon wieder alles anders?

Aber dessen Chef Alain Berset greift jetzt durch. Da die Wirtschaft – mit wie berechtigten Einwänden auch immer – den Dialog zur Lohngleichheit nicht freiwillig führt, zwingt er sie per Ukas dazu. Bis Mitte Januar läuft die Bewerbungsfrist für eine Studie über «staatliche Kontroll- und Durchsetzungsinstrumente zur Verwirklichung der Lohngleichheit». Und das



«Einen ganzen Kontinent entdeckt»: EBG-Direktorin Durrer.

Was also tut das Gleichstellungsbüro den ganzen Tag? «Auf der Website des EBG waren bis gestern Vormittag 14 Frauen und ein Mann als Mitarbeitende aufgelistet», stellte die *Aargauer Zeitung* im Dezember fest. «Direktorin Sylvie Durrer ist jedoch anderer Ansicht: «Die Informationen auf der Website entsprechen nicht dem aktuellen Stand.» Offiziell verfügt das EBG über 12 Vollzeitstellen und ein Budget von 8 Millionen Franken. (Zum Vergleich: Der Think-Tank Avenir Suisse hat 12 feste wissenschaftliche Mitarbeiter und ein Budget von 5 Millionen.) Darüber hinaus beschäftigen sich aber allein in der Bundesverwaltung zahlreiche weitere Personen mit Gleichstellungsfragen. Das EBG arbeitet gerne mit anderen zusammen – oder überlässt ihnen die Arbeit –, so mit dem Staatssekretariat für Wirtschaft und mit den Bundesämtern für Statistik, für Justiz und sogar für Landwirt-

EBG soll eben, gemäss Ankündigung in der *NZZ am Sonntag*, zwei bis fünf Stellen mehr bekommen. Welche Aufgaben sollen diese zusätzlichen Mitarbeiterinnen übernehmen, die vom bestehenden Team nicht längst hätten erledigt werden können? Auf die Frage der *Weltwoche* krebst das Departement zurück. In der Antwort des von einer Sprachprofessorin geführten Büros heisst es wörtlich: «Ob und in welchem Umfang neue Stellen für das EBG bewilligt werden, werden Bundesrat und Parlament [so!] 2013 zu beschliessen haben. Er [?] wird sich dabei abstützen auf eine Auslegeordnung über die für die Umsetzung der vom Parlament Massnahmen gemäss Legislaturplanung.»

Der Antrag von Bundesrat Berset zur Aufstockung des Büros, vor einem Monat noch für «Anfang Jahr» verheissen, soll jetzt erst «im Verlauf» von 2013 in den Bundesrat kommen. Ist schon wieder alles anders? ○

# Lernt, die Unordnung zu lieben

Bevor die Finanzkrise ausbrach, prägte ich den Begriff «schwarze Schwäne» für folgenreiche Ereignisse, die niemand kommen sieht. Wie aber gehen wir mit «schwarzen Schwänen» am besten um? Indem wir Strukturen schaffen, die Stress aushalten. Die Schweiz ist ein Vorbild. *Ein Essay von Nassim Nicholas Taleb*



«Long gamma»: So nennen Börsenhändler Finanzpakete, die von der Volatilität auf den Märkten profitieren.

Einige Jahre bevor die Finanzkrise über uns hereinbrach, stellte ich den Begriff «schwarze Schwäne» vor – unerwartete und folgenschwere Ereignisse. Wir sehen sie nie kommen, aber wenn sie da sind, prägen sie unsere Welt. Nehmen wir nur den Ersten Weltkrieg, 9/11, das Internet, den Aufstieg von Google.

Im Wirtschaftsleben – und in der Geschichte ganz allgemein – geht praktisch alles Folgenreiche auf einen schwarzen Schwan zurück. Gewöhnliche Ereignisse haben langfristig nur geringe Auswirkungen. Dank ihrer Voreingenommenheit glauben die Menschen aber im Nachhinein, sie hätten solche Ereignisse kommen sehen. Das gibt ihnen die Gewissheit, weiterhin Vorhersagen zu formulieren. Bei schwarzen Schwänen versagen unsere Instrumente für Prognosen und Risikoeinschätzung jedoch, und da wir von diesen Instrumenten überzeugt sind, gehen wir gefährliche Risiken ein.

Manche Leute nahmen an, ich wollte bessere Methoden für die Vorhersage von schwarzen Schwänen entwickeln. Andere fragten, ob wir nicht einfach schulterzuckend aufgeben sollten: Wenn wir die Risiken potenzieller Explosionen nicht einschätzen können, was dann? Die Antwort ist simpel: Wir sollten Institutionen schaffen, die bei einem schwarzen Schwan nicht zusammenbrechen, von diesem Ereignis vielleicht sogar profitieren.

Dinge, die bei Volatilität Schaden nehmen, sind fragil. Zum Beispiel die Kaffeetasse auf Ihrem Schreibtisch. Sie will Ruhe, weil Unruhe ihr eher schadet als nützt. Das Gegenteil von fragil ist also nicht robust oder stabil oder widerstandsfähig – Dinge mit diesen Eigenschaften sind einfach bruchfest.

Im Umgang mit schwarzen Schwänen brauchen wir stattdessen Strukturen, die bei Volatilität, Variabilität, Stress und Unord-

nung florieren. Mein (zugegeben wenig eleganter) Begriff für diese Eigenschaft ist «antifragil». Der einzig vorhandene Ausdruck, der dem Begriff Antifragilität nahekommt, ist das, was Börsenhändler «long gamma» nennen, womit Finanzpakete bezeichnet werden, die von Marktvolatilität profitieren.

Antifragilität heisst, dass sich der private und der öffentliche Sektor bei Unordnung entfalten sollten. Wenn wir die Mechanismen von Antifragilität verstehen, können wir bessere Entscheidungen treffen, ohne die Illusion zu haben, das nächste grosse Ding vorhersagen zu können. Wir können mit Situationen umgehen, in denen das Unbekannte dominiert und die wir nur begrenzt verstehen.

Hier nun fünf Regeln, die uns helfen können, Antifragilität zum Prinzip unseres sozioökonomischen Lebens zu machen.

**Regel 1** — Stell dir die Wirtschaft nicht wie eine Waschmaschine vor, eher wie eine Katze.

Wir sind Opfer der modernen Auffassung, wonach die Welt wie eine komplexe Maschine funktioniert, die von Experten in Gang gehalten wird. Anders gesagt: wie ein Haushaltsgerät und nicht wie der menschliche Körper. Wenn dem so wäre, hätten unsere Institutionen keine Selbstheilungskräfte und brauchten jemanden, der sie überwacht und ihren Betrieb gewährleistet, da sie aus eigener Kraft nicht überleben können.

Natürliche oder organische Systeme dagegen sind antifragil. Sie brauchen für ihre Entwicklung eine gewisse Unordnung. Wenn Sie Ihre Knochen nicht beanspruchen, werden sie spröde. Dieses Leugnen der Antifragilität lebendiger oder komplexer Systeme ist der kostspieligste Fehler, den wir heutzutage machen. Das Unterdrücken natürlicher Fluktuationen verschleiert reale Probleme und führt dazu, dass die Explosionen nur aufgeschoben werden und dann mit umso grösserer Wucht eintreten. Wie leicht brennbares Material, das sich bei Abwesenheit von Waldbränden auf dem Boden eines Waldes ansammelt, so verstecken sich Probleme bei Abwesenheit von Stressfaktoren, und der resultierende kumulierte Schaden kann katastrophale Dimensionen annehmen.

Trotzdem streben die meisten Politiker nach maximaler Stabilität, wenn sie nicht den Wirtschaftszyklus überhaupt abschaffen wollen. «Kein Aufschwung oder Abschwung mehr» – diese Parole des vormaligen britischen Premierministers Gordon Brown war die Politik von Alan Greenspan, der alles «begradigen» wollte und uns damit in das gegenwärtige Chaos steuerte. Um ökonomische Fluktuationen zu glätten, pumpte Greenspan billiges Geld in das System, was letztlich zu gigantischen Fremdkapitalfinanzierungen und Immobilienblasen führte. An dieser Front gibt es nun immerhin einen Hoffnungsschimmer, zumindest in Grossbritannien. Mervyn King, Gouverneur der Bank von England, plädiert dafür, dass Zentralbanken nur intervenieren, wenn eine Volkswirtschaft ernsthaft krank ist.

Antifragilität heisst nicht, dass es überhaupt keine staatlichen Eingriffe mehr geben sollte. Ein Problem bei allzu eifrigem Interventionismus ist ja, dass am Ende, weil die Mittel erschöpft sind, in dringenderen Situationen (wie etwa Naturkatastrophen) nicht mehr interveniert wird. In komplexen Systemen sollten sich staatliche (und andere) Eingriffe also auf wirklich wichtige Dinge beschränken. Der Staat sollte für dringende Notoperationen da sein, nicht für die Grundbetreuung von Patienten.

Unser soziales Sicherheitsnetz sollte es den Menschen erlauben, mehr unternehmerische Risiken einzugehen, statt sie abhängig zu machen. Das bedeutet nicht, die Bedürftigen sich

selbst zu überlassen. Auf lange Sicht ist die Rettung von Menschen für das System weniger belastend als die Rettung von Unternehmen. Wir sollten eine Politik verfolgen, in der die Aussicht, Unternehmen irgendwann retten zu müssen, nur sehr eingeschränkt besteht – mit all den Risiken, die damit einhergehen.

**Regel 2** — Unternehmen, die aus ihren Fehlern lernen, sind besser als jene, deren Fehler auf das System ausstrahlen.

Manche Unternehmen und politischen Systeme reagieren besser auf Stress als andere. Die Luftfahrtbranche ist so organisiert, dass das Fliegen nach jedem Unglück sicherer wird. Eine Tragödie führt zu gründlichen Ermittlungen, damit die Ursache des Problems behoben wird. Das Gleiche passiert im Gastronomiegewerbe, wo die Qualität des Angebots von der Misserfolgsquote der Branche abhängt – was den einen umbringt, macht andere stärker. Ohne die hohe Misserfolgsrate in der Gastronomie würde uns ein

---

## Das stabilste Land der Welt hat keine Regierung, und gerade deswegen ist es so stabil.

---

Essensangebot à la Sowjetkantine vorgesetzt werden.

Diese Branchen sind antifragil. Die Gesamtheit der Unternehmen profitiert von der Fragilität der einzelnen Elemente, so dass nichts umsonst scheitert. Dank eines gut funktionierenden Mechanismus profitieren sie, wie die Natur, von evolutionären Prozessen.

Dagegen schwächt jede Bankpleite das Finanzsystem, das in seiner gegenwärtigen Form unheilbar fragil ist. Fehler wachsen sich in bedrohlicher Weise aus. Ein reformiertes Finanzsystem würde diesen Dominoeffekt beseitigen, aus individuellen Fehlern würde kein systemisches Risiko erwachsen. Ein guter Ausgangspunkt wäre, Verschuldung und Fremdkapitalaufnahme zu verringern und statt dessen auf Eigenkapitalfinanzierung zu setzen. Ein fremdfinanziertes Unternehmen kann sich keine Fehler leisten. Es muss seine Einnahmen (und schwarze Schwäne) extrem gut vorhersagen können. Und wenn es seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann, schadet dies anderen Kreditnehmern, da die ernüchterten Gläubiger wenig Lust haben, Kredite zu geben. Verschuldung führt also dazu, dass Misserfolge sich im System ausbreiten.

Eigenfinanzierte Unternehmen können Umsatzeinbussen jedoch verkraften. Nehmen wir nur das abrupte Platzen der Technologieblase im Jahr 2000. Weil IT-Firmen sich auf Eigenkapital und nicht auf Schulden stützten, erfassten ihre Probleme nicht die ganze Wirtschaft, sie stärkten die Technologiebranche sogar.

**Regel 3** — *Small is beautiful* und ausserdem effizient.

Experten reden immer von Skaleneffekt. Je grösser die Projekte und Institutionen, desto kostengünstiger werde die Sache. Ab einer bestimmten Grösse gibt es aber nur bedingte Effizienz. Grösse führt zu sichtbaren Vorteilen, aber auch zu verborgenen Risiken. Grösse macht anfällig für enorme Verluste. Projekte von 100 Millionen Dollar mögen rational erscheinen, aber sie haben prozentual viel höhere Mehrkosten als Projekte von 10 Millionen Dollar. Grösse per se, wenn sie eine bestimmte Schwelle überschreitet, führt zu Fragilität und kann alle Vorteile sinkender Durchschnittskosten zunichte machen. Um zu verstehen, dass grosse Dinge fragil sein können, reicht ein Blick auf den Unterschied zwischen einem Elefanten und einer Maus. Der Elefant bricht sich beim simpelsten Sturz ein Bein, während die Maus einen Sturz über ein Mehrfaches ihrer Körpergrösse problemlos übersteht. Das erklärt, warum wir viel mehr Mäuse als Elefanten haben.

Also müssen wir Entscheidungen und Projekte auf möglichst viele Einheiten verteilen, was wiederum das System stärkt, indem Fehler auf mehr Quellen verteilt werden. Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass Dezentralisierung zu geringerer Staatsverschuldung führt. Ein grosser Teil dieser Schulden rührt daher, dass Projektkosten unterschätzt werden, und solche Fehleinschätzungen sind in zentralistischen Staaten sehr viel kritischer. Man vergleiche den Erfolg der dezentralisierten Entscheidungsstrukturen in der Schweiz mit den Misserfolgen autoritärer Regime in Sowjetrussland oder im baathistischen Irak und in Syrien.

Die Schweiz ist das antifragilste Land der Welt. Die vielen Leute mit ihrem Geld sind in der Schweiz, weil sie Sicherheit und Stabilität bietet. All diese Flüchtlinge sehen nicht das Offensichtliche: Das stabilste Land der Welt hat keine Regierung, und genau deswegen ist es so stabil.

Das stimmt nicht ganz. Die Schweiz hat keine starke Zentralregierung beziehungsweise das, was gemeinhin als «die Regierung» bezeichnet wird, sondern eine kommunale, «basisdemokratische» Verwaltung, mit reichlich Volatilität und Konflikten zwischen Bürgern, was bei Abstimmungen über Brunnen oder in anderen langweiligen Debatten zum Ausdruck kommt. Das ist nicht unbedingt angenehm, da Nachbarn zu eifrigen Besserwissern werden – es ist eine Diktatur von unten, nicht von oben, aber eben doch eine Diktatur. Diese Diktatur von unten schützt jedoch vor romantischen Utopien, da in einer derart nichtintellektuellen Atmosphäre keine grandiosen Ideen gedeihen – man muss nur ein, zwei Stunden in einem Kaffeehaus in der Genfer Altstadt sitzen, vorzugsweise an einem



**Schutz vor romantischen Ideen:** Die Schweiz ist eine Meisterleistung an langweiliger Stabilität.

Sonntagnachmittag, um zu erleben, wie unintellektuell es ist, wie glanzlos, ja geradezu provinziell (es gibt diesen amüsanten Spruch, wonach die Schweizer die Kuckucksuhr erfunden haben, während anderswo grosse Ideen, Revolutionen und Projekte hervorgebracht wurden – nur dass die Kuckucksuhr nicht von den Schweizern erfunden wurde). Aber das System sorgt auf jeder Ebene für langweilige Stabilität.

**Regel 4** — Trial and Error vermag mehr als akademisches Wissen.

Antifragile Dinge mögen Zufälle und Ungewissheit, was auch bedeutet, dass sie sich aufgrund von Fehlern und Irrtümern verbessern. Trial and Error spielt bei Erfindungen und Innovationen erfahrungsgemäss eine grössere Rolle als zielgerichtete Wissenschaft. Die Fortschritte in der theoretischen Wissenschaft gründen meist auf technischer Entwicklung, die wiederum eng mit Unternehmertum verbunden ist. Denken wir nur an die vielen berühmten Studienabbrecher in der Computerindustrie.

Ich meine aber nicht jede beliebige Form von Trial and Error. Antifragilität verlangt, dass die potenziellen Kosten von Irrtümern niedrig bleiben, während der potenzielle Nutzen gross sein sollte. Dank dieser Asymmetrie profitiert antifragiles Ausprobieren von Unordnung und Ungewissheit.

Vielleicht wegen der Erfolge des Manhattan-Projekts und des US-Raumfahrtprogramms überschätzen wir den Einfluss und die Bedeutung von Forschern und Wissenschaftlern für den technischen Fortschritt. Diese Leute schreiben kluge Bücher, während Tüftler und Ingenieure eher im Hinter-

grund stehen. Nehmen wir nur England, dessen historischer Aufstieg während der industriellen Revolution sich den Tüftlern verdankte, die uns Erfindungen wie die Eisenherstellung, die Dampfmaschine und den mechanischen Webstuhl bescherten. Die namhaften Vertreter der goldenen Jahre der englischen Naturwissenschaft waren Hobbyforscher, keine Akademiker. Der Niedergang kam, als England sich einer bürokratisch or-

### Noch nie gingen so viele Machtpositionen an Leute, die keine Risiken eingehen.

ganisierten Wissenschaft zuwandte. Wir müssen anerkennen, dass das Mass an vermitteltem akademischem Wissen umgekehrt proportional zum Tüfteln und Ausprobieren ist. Innovation braucht keinen Theorieunterricht, Vögel benötigen keinen Flugunterricht.

**Regel 5** — Entscheidungsträger müssen persönliche Risiken tragen

Noch nie in der Menschheitsgeschichte wurden so viele Machtpositionen an Leute vergeben, die keine Risiken eingehen. Der kapitalistische Gedanke des Anreizes verlangt aber eine vergleichbare Form von Abschreckung. In der Geschäftswelt ist die Lösung einfach: Boni für Manager, deren Unternehmen scheitern, sollten zurückgefordert werden, und es sollte zusätzliche Geldstrafen geben für jene, die Risiken verheimlichen. Es gibt dafür einen schönen Präzedenzfall: Bei den alten Römern mussten Brückenbauer unter dem fertiggestellten Bauwerk schlafen.

Weil unser gegenwärtiges System so komplex ist, fehlt es an elementarer Transparenz. Kein Gesetzgeber wird mehr über die verborgenen Risiken eines Unternehmens wissen als der Ingenieur, der bestimmte Risiken verschweigen kann und die Auswirkungen nicht fürchten muss. Die genannte Regel hätte uns vor der Bankenkrise bewahrt, bei der Banker, die ihre Bilanzen mit grotesken Risikoabsicherungen belasteten und in den ruhigen Jahren Bonuszahlungen einstrichen, dann den Schaden auf die Steuerzahler abwälzten und ihre eigenen Prämien behielten.

In den genannten fünf Regeln habe ich nur einige der offensichtlichen Schlüsse skizziert, die wir aus einer gründlichen Auseinandersetzung mit Antifragilität ziehen können. Aber die Bedeutung von Antifragilität reicht tiefer. Es ist nicht nur ein nützliches heuristisches Instrument in sozioökonomischen Dingen, sondern eine wichtige Eigenschaft des Lebens überhaupt. Antifragiles gedeiht bei Widrigkeiten. Diese Dynamik ist nicht nur im Wirtschaftsleben zu beobachten, sondern in der Evolution aller Dinge, von der Ernährung, Urbanisierung und den Rechtssystemen bis zu unserem Dasein als Gattung auf diesem Planeten.

Wir wissen zwar, dass körperliche Anstrengungen notwendig sind für die Gesundheit, übertragen diese Einsicht aber nicht auf andere Bereiche des physischen und psychischen Wohlbefindens. Wir profitieren von gelegentlichem Hunger, von kurzfristigem Eiweissmangel, von Unbequemlichkeiten und grosser Kälte oder Hitze. Alle reden von posttraumatischem Stress, aber niemand hat einen Blick für posttraumatische Entfaltung. Mit bequemen Schuhen auf ebenem Boden gehen schadet Füßen und Rückenmuskulatur. Wir brauchen Abwechslung in der Beschaffenheit des Terrains.

Die Moderne misst Komfort und Stabilität grosse Bedeutung zu, aber wenn wir uns allzu komfortabel einrichten und alle Volatilität aus unserem Leben verbannen, erreichen wir für Körper und Seele, was Alan Greenspan für die amerikanische Wirtschaft erreicht hat: Sie werden fragil. Wir sollten vielmehr lernen, Unordnung als etwas Nützliches anzusehen.



Nassim N. Taleb ist Professor für Risikomanagement am Polytechnic Institute der New York University. Sein Buch «Antifragile. Things That Gain from Disorder» ist jüngst erschienen. Taleb gilt als einer der herausragenden Intellektuellen der Gegenwart.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Die hässliche Weltmacht

Drei Kundenberater der Zürcher Kantonalbank werden wegen «Verschwörung» angeklagt, die UBS muss 1,5 Milliarden Dollar Strafe zahlen. Die neuen Fälle zeigen: Die US-Behörden messen mit zweierlei Mass. Ausländische Banken werden härter angefasst – und der Rechtsstaat leidet. Von Florian Schwab



Schikanöse Inszenierung eines Machtspiels: US-Justizminister Holder.

Das Magazin *Time* nannte ihn den «Schrecken der Wall Street». Kurz vor Heiligabend, am 19. Dezember, erhob US-Staatsanwalt Preet Bharara Anklage gegen drei Mitarbeiter der Zürcher Kantonalbank. Diese hätten im Zeitraum 2008/2009 US-Kunden dabei geholfen, ihr un versteuertes Vermögen vor dem amerikanischen Fiskus zu verstecken, und sich somit gegen die USA «verschworen».

Am gleichen Tag einigte sich die amerikanische Finanzaufsicht mit der UBS in einem Settlement auf die Strafzahlung von 1,5 Milliarden US-Dollar im Libor-Skandal. Auch hier lautete der Vorwurf «Verschwörung». Den grossen Fang präsentierte US-Justizminister Eric Holder persönlich den Medien.

Wer sich schon immer vor angeblich gierigen Bankern gruseln wollte, erhielt in den Settlement-Dokumenten zum Libor-Skandal besonders reichhaltige Bestätigung. Die Schrift ist ge-

spickt mit frivolen Zitaten aus E-Mails, Chats und Telefonaten, in denen Händler darüber sprechen, in welche Richtung sie die Libor-Sätze zum eigenen Vorteil verfälschen wollen.

## Frivole Mails

«Mann, du wirst langsam verdammt gut in dem Libor-Spiel», schreibt ein Trader an einen UBS-Händler, «vergiss mich nicht, wenn du dann auf deiner Jacht in Monaco sitzt.» Ein andermal bittet Thomas Hayes, damals Zinsderivate-Händler bei der UBS in Tokio, einen Kollegen bei einer anderen Bank um «Hilfe» in Form einer manipulierten Libor-Meldung nach London. Im Gegenzug bietet er 50 000, 100 000 US-Dollar als Dank an. «Sag mir, was du willst, ich bin ein Ehrenmann.» Solche und ähnliche Sätze sind geeignet, die weitverbreitete Wut auf überbezahlte Investmentbanker anzuheizen.

William D. Cohan, Kolumnist des Finanzportals *Bloomberg*, fordert unter dem Eindruck dieses Dokuments die «Todesstrafe» für die UBS: «Die eigentlich notwendige Botschaft an die UBS wäre die folgende: Ihr seid in diesem Land am Ende. Wir machen eure Büros in Stamford, Connecticut, und Manhattan dicht. Ihr könnt zusammenpacken und verreisen. Sofort.»

Gewiss: Einen Teil der Empörung kann man nachvollziehen. Was einzelne Trader der UBS in Tokio veranstalteten, löst im Rückblick, um es gelinde auszudrücken, nur Kopfschütteln aus. Die Risiko- und Mitarbeiterkontrolle versagte. Die Manager von damals reden sich heute mit der Feststellung heraus, sie hätten von alledem nichts gewusst und nichts gesehen. Was umgehend die Gegenfrage aufwirft, wie die Führungskräfte ihren hohen Lohn rechtfertigen, wenn sie doch offenbar keine Ahnung hatten, was im eigenen Betrieb alles ablief. >>>

## Freundschaft ist keine Einbahnstrasse

Die Schweiz muss sich wehren und ihre Werte gegenüber einer heuchlerischen US-Regierung verteidigen.



*Suche nach einem Sündenbock:* Finanzministerin Widmer-Schlumpf, US-Amtskollege Geithner.

Die Schweiz und ihre Banken werden von den amerikanischen Steuer- und Justizbehörden attackiert. Was hat diesen Angriff auf die Schweizer Souveränität verursacht? Haben die Schweizer plötzlich ihre Gesetze oder ihre Praxis geändert, um die USA gegen sich aufzubringen?

Nein. Das Problem liegt nicht an den Schweizern, sondern an den zunehmenden Funktionsstörungen der amerikanischen Regierung. Die USA haben wohl die komplizierteste Steuergesetzgebung der Welt. Ihre Steuergesetze mitsamt Ausführungsbestimmungen bestehen nach verschiedenen Schätzungen aus ungefähr 3,8 Millionen Worten und füllen 77 000 dichtbedruckte Seiten Papier. Das Steuerrecht ist so unverhältnismässig lang, komplex und widersprüchlich, dass nicht einmal Horden von Steueranwälten es durchschauen.

Die USA sind auch eines der wenigen Länder, die ihre Bürger nach dem weltweiten Einkommen besteuern. Genau da liegt das Problem. In den vergangenen Jahren ist der US-Staatshaushalt schneller gewachsen als die Wirtschaft, und das Steueraufkommen ist viel langsamer gestiegen als die Ausgaben. Das führt zu einem immer höheren Staatsdefizit. Die US-Politiker versuchen, wie es Politiker überall tun, Sündenböcke zu

finden, anstatt in den Spiegel zu schauen. Unter der Obama-Administration werden vorzugsweise «gierige, reiche Leute» zum Sündenbock, da sie ihren «gerechten Anteil» an den Steuern nicht zahlen. (Die Tatsache, dass 5 Prozent der reichsten Steuerzahler einen viel höheren Anteil ihres Einkommens an den Staat abtreten als der Rest, wird ignoriert.) Einige dieser «gierigen, reichen Leute» haben ausländische Bankkonten in Ländern wie der Schweiz, etwa der unterlegene Präsidentschaftskandidat Mitt Romney.

Viele Vertreter der politischen Klasse und der Medien insinuierten, dass ein unbescholtener Bürger kein ausländisches Bankkonto haben dürfe, dass also jene, die über ein ausländisches Bankkonto verfügen, wohl etwas zu verbergen haben. Diese grundsätzlich falsche Aussage unterstellt, dass jede Person, Institution oder sogar Regierung, die jemanden mit ausländischem Bankkonto stützt, «böse» sein muss. Sind diese einmal als «böse» gebrandmarkt, haben die Politiker in Washington keine Hemmungen mehr, souveräne Rechte anderer Staaten zu ignorieren – insbesondere kleinerer Länder, die für die USA keine Bedrohung darstellen. Wir sind jetzt in einer Situation, wo die USA und andere Länder, mit aktiver Unterstützung der OECD, verlangen, dass Schweizer Finanzinstitute praktisch alle Informationen über ihre Kunden mit ausländischen Behörden austauschen müssen.

Es ist ein Fehler der Schweizer, zu glauben, dass es darum gehe, verlorenes Steuersubstrat einzutreiben. Der eigentliche Grund ist die Suche nach einem Sündenbock für die aus dem Ruder laufenden Staatshaushalte und das eigene Versagen in der Steuergesetzgebung.

Einige politische Schlägertypen in den USA und anderen Ländern betätigen sich als rücksichtslose Demagogen. Der einzige Weg, solchen Leuten zu begegnen, ist zurückzuschlagen – was auf eine sehr zivilisierte Art geschehen kann. Die meisten Amerikaner wissen zu wenig über die Schweiz. Es wäre sicher lohnenswert, mehr darin zu investieren, den Amerikanern die Schweiz zu erklären und für sie zu werben.

Die Schweiz sollte im eigenen Interesse offensiv betonen, dass:

- 1— ihre Staatsfinanzen solider sind als diejenigen der meisten Länder;
- 2— die Schweiz in Prozent am BIP eine geringere Staatsquote aufweist als die USA;
- 3— sie die öffentlichen Dienste effektiver organisiert;
- 4— die Schweiz ein vergleichbares Pro-Kopf-Einkommen erreicht wie die USA, ohne von reichlich vorhandenen natürlichen Ressourcen zu profitieren, ganz zu schweigen von einem Zugang zu den Ozeanen;
- 5— die Schweizer ihre Grundfreiheiten mindestens ebenso gut verteidigen wie die US-Bürger;
- 6— die Schweizer Steuergesetzgebung viel einfacher und zweckmässiger ist als die der USA;
- 7— die Schweiz genauso ein souveränes Land ist wie die USA und sie das gleiche Recht hat auf eine eigene Steuergesetzgebung und Auslegung der Privatsphäre.

Schliesslich sollten die Schweizer den US-Behördenvertretern klarmachen: «Wenn ihr weiterhin unsere Institutionen und Bürger anklagt, weil sie nicht dem amerikanischen Recht folgen, werden wir in Betracht ziehen, amerikanische Regierungsvertreter wegen Nichtbefolgung unserer Menschenrechtspolitik oder Ähnlichem anzuklagen, sobald sie die Schweiz besuchen.»

Amerikaner verstehen ihre Scheinheiligkeit nur, wenn man sie ihnen unmissverständlich klarmacht und wenn sie ihre Heuchelei etwas kostet. Eigentlich sollten Amerikaner und Schweizer die engsten Freunde sein, aber dafür müssen die amerikanischen Vertreter daran erinnert werden, dass Freundschaft keine Einbahnstrasse ist und auf gegenseitigem Respekt beruht.

**Richard W. Rahn** ist Senior Fellow am Cato Institute in Washington und Vorsitzender des Institute for Global Economic Growth.  
Aus dem Amerikanischen von Raymond Kaufmann

Trotzdem: Die wiederholte Überhärte der USA gegen ausländische Banken, vor allem gegen die in den USA erfolgreiche Grossbank UBS macht skeptisch. Kann es sein, dass Eigeninteressen und der Kampf gegen unliebsame Konkurrenz die heftigen Attacken diktieren? Die USA werden in der Schweiz als der Rechtsstaat wahrgenommen. US-Präsident Barack Obama verweist in Reden gerne darauf, dass sein Land die Tyrannei bekämpfe und für die *rule of law* stehe, also das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit.

Manche amerikanischen Beobachter, darunter Richard Rahn vom Cato Institute, sehen im Vorgehen gegen den Schweizer Finanzplatz allerdings eher eine Abkehr von rechtsstaatlichen Grundsätzen (siehe Artikel auf Seite 36). Er beschreibt die US-amerikanische Strategie als Bullying: als schikanöse Inszenierung eines Machtspiels in Verbindung mit sehr viel Doppelmoral. Wie liegen die Fakten?

### Die Sache mit der ZKB

Auf die Anklage gegen drei ZKB-Berater kann sich kaum jemand einen Reim machen: Warum ausgerechnet ZKB-Kundenberater? Und warum jetzt? Gemäss der amerikanischen Steuerbehörde, dem Internal Revenue Service (IRS), ist die Offensive gegen Steuerhinterziehung in Offshore-Zentren wie der Schweiz ein durchschlagender Erfolg. Seit 2007 kennt das US-Recht auch bei Steuerdelikten eine Kronzeugenrege-

vorgestellt wurde und auf der Website des US-Justizministeriums veröffentlicht ist.

So betrachtet, ist die Anklage gegen die ZKB-Mitarbeiter wohl als freundliche Erinnerung an Bern aufzufassen, dass die Verhandlungen mit den USA noch nicht abgeschlossen sind und dass es jederzeit wieder knallen kann. Dafür spricht, dass der IRS ausgerechnet die ZKB-Berater ans Messer geliefert hat. Die Anklage einer Staatsbank ist so oder so ein Politikum.

Stimmt diese Lesart, dann setzt die US-Regierung in den Verhandlungen mit der Schweiz das Recht durchaus selektiv ein, um Druck zu machen. Eine solche Missachtung der Gewaltenteilung zwischen Regierung und Justiz erstaunt. In der Schweiz gäbe es einen Aufschrei, wenn die Regierung versuchen würde, die Justiz zu instrumentalisieren.

Eine amerikanische Anklageschrift ist, wie es ein mit solchen Verfahren bestens vertrauter Wirtschaftsjurist erklärt, im Vergleich zum kontinentaleuropäischen Recht weit weniger stichfest. Bei der Anklageerhebung müsse die Staatsanwaltschaft in den USA kaum Beweise vorlegen, sondern könne auf Verdacht hin Behauptungen aufstellen. Eine Beweisaufnahme finde dann erst vor der Geschworenen-Jury statt. Für eine Verdammung der ZKB ist es also deutlich zu früh.

Wie die Fälle UBS, Wegelin und jetzt ZKB zeigen, respektieren die USA die Schweizer

tärs Mark Mazur auf eine Anfrage des US-Senators Rand Paul zeigt. «Die Informationen, welche die USA in einem gegenseitigen Fatca-Agreement herauszugeben bereit sind, unterscheiden sich in ihrem Umfang [*in scope*] von den Informationen, welche sich fremde Regierungen dem IRS zu liefern verpflichten.»

Mit zweierlei Mass messen die USA auch im Libor-Skandal. Die UBS-Strafe von 1,5 Milliarden US-Dollar ist bislang die höchste derartige Strafe im Libor-Fall. Dies, obwohl die UBS mit den Behörden voll kooperiert hat und alle Unterlagen offengelegt hat. Die britische Bank Barclays war noch mit 451 Millionen US-Dollar davongekommen. Dabei gibt es ebenso kompromittierende E-Mails von Barclays-Tradern.

### Der Liborschummler ging zur Citibank

Es geht noch weiter: UBS-Händler Thomas Hayes, der im Zentrum der japanischen Libor-Manipulationen stand, war nur bis 2009 bei der UBS in Japan tätig. Anschliessend wechselte er zur amerikanischen Citibank, wo er in gleichem Stil weiter geschäftete, ebenfalls in Tokio. Trotzdem blieb die Citibank bis heute unbehelligt, obwohl verschiedene Studien zeigen, dass die Citibank von allen Banken die höchsten Abweichungen bei ihren Libor-Meldungen nach London verzeichnete.

Die Schonung der heimischen Geld-Industrie wird auch im Rückblick auf die Finanzkrise

Investitionen, bei denen Sie nur eines verlieren können. Ihr Herz.

made by Gübelin.



  
**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

lung, aufgrund deren der ehemalige UBS-Mitarbeiter Bradley Birkenfeld, der die amerikanischen Behörden mit Informationen über die Bank versorgte, 104 Millionen US-Dollar zum Dank erhielt. Gegen dreizehn Schweizer Banken und deren Mitarbeiter hat der IRS seither belastendes Material gefunden.

Die Schweizer Bank Wegelin war im Januar 2012 das erste Opfer dieses Feldzugs. Seither erfolgten keine weiteren Anklagen gegen Schweizer Banken und deren Mitarbeiter, da auf politischer Ebene Verhandlungen über eine einvernehmliche Lösung stattfinden. Der IRS, der eng mit dem Department of Justice und den Staatsanwaltschaften kooperiert, hätte schon viel früher weitere Banken mit Anklagen eindecken können, wenn er das gewollt hätte. Wie nah die Kooperation ist, zeigt die Tatsache, dass die Anklageschrift (*indictment*) gegen die ZKB gemeinsam von Staatsanwalt Bharara und IRS-Spezialagent Toni Weirauch

Rechtsordnung nicht, gemäss der Steuerhinterziehung zum fraglichen Zeitpunkt kein rechtshilfefähiges Verbrechen war. Umgekehrt erwarten sie aber, dass fremde Regierungen auf der ganzen Welt den USA Finanzdaten über US-Bürger ausliefern, im Rahmen der sogenannten Fatca-Richtlinien. Die USA sind das einzige Land der Welt, das seine Bürger auf der Basis der Staatsbürgerschaft besteuern möchte, ganz gleich, wo diese wohnen. Als das afrikanische Land Eritrea einen ähnlichen Anspruch durchsetzen wollte, führte die USA dagegen in der Uno eine Kampagne.

Die Doppelmoral der USA in Steuerfragen wird auch bei der Umsetzung des Fatca deutlich. Auf dem Papier erklären sich die USA bereit, gleichfalls Bankkundendaten an Länder zu liefern, welche beim Fatca mitmachen. Allerdings hat die US-Administration keineswegs die Absicht, dies ernst zu nehmen, wie die Antwort des stellvertretenden Staatssekre-

deutlich. Immerhin kam die Misere vor allem durch falsche politische Anreize und betrügerisches Verhalten auf dem US-Hypothekenmarkt ins Rollen. Heute stehen die US-Banken massiv gestärkt da. Der Marktwert der beiden Finanzriesen Citigroup und Bank of America ist doppelt so hoch wie auf dem Höhepunkt der Finanzkrise im Frühling 2009. Eine regulatorische Aufarbeitung des Fehlverhaltens blieb hier, im Gegensatz zur beffissenen Durchleuchtung der Rolle der UBS im Libor-Fall, bis heute aus.

Fazit: Wer heute mit oder in den USA geschäftet, muss damit rechnen, dass im Notfall die Macht das Recht setzt. Auf Kosten des Rechtsstaats. Vielleicht war es ein Fehler, dass die UBS so willig mit den USA kooperierte – welch schockierende Einsicht.

Mitarbeit: Pierre Heumann



*Bauernschlau und kreativ:* Unternehmer Tschanz.

## Le chef

Fred Tschanz war Jäger, Sammler und eine der schillerndsten Persönlichkeiten der feinen Zürcher Gesellschaft. Der Selfmade-Millionär wollte eigentlich Pianist werden und besass schliesslich ein kleines Gastro-Imperium. *Ein Nachruf von Hildegard Schwaninger*

Wenn man an einem kühlen Novembertag schon um elf Uhr honorable Männer, geputzt und gestriegelt und im Zweireiher, am Paradeplatz Richtung Hotel «Savoy» zum Lunch gehen sah, dann wusste man: Fred Tschanz gibt sein traditionelles Rehpfefter-Essen. Nur für Herren. Einmal im Jahr lud der begeisterte Jäger zu einer Zusammenkunft nur für Männer. Es gab Rehpfefter, und wer den nicht mochte, konnte Wienerschnitzel oder etwas Vegetarisches bestellen. Die ganze Hautevolee der Zürcher Geschäftswelt trabte an. Freunde,

Jagdkollegen, Geschäftskollegen, aber auch Männer aus Politik, Kunst und Wissenschaft. Und viele Journalisten. Die hatten aber das ausdrückliche Verbot, darüber zu schreiben. Obwohl Tschanz sich gern vor Journalisten äusserte, war dieser Anlass rein privat. Auch hier sei aus Pietätsgründen nichts Näheres erzählt, nur, dass Tschanz jeweils eine Rede hielt, bei der er jeden einzelnen Gast persönlich begrüßte und mit ein paar Worten charakterisierte, und dass ein berühmter Schönheitschirurg mit seiner Trompete unter den geladenen

Männern war. Nach guter Zürcher Art war das Essen Schlag zwei Uhr beendet, damit jeder Beamte pünktlich wieder in seinem Büro sass.

### Am Flügel in der Tonhalle

Bei diesem Mittagessen konnte Fred Tschanz zeigen, wie gut vernetzt er war. Es war ihm immer wichtig, dass man wusste, dass er aus ärmlichen Verhältnissen kam, und er hat es weit gebracht. Gerne erzählte er von seiner Mutter, welche die Familie mit Heimarbeit durchbrachte. Damals, in den dreissiger und vierzi-



ger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im Kreis 4. Später, als er alles erreicht hatte, thronte er in seinem Büro hoch über Limmat und Bellevue im Haus des «Café Odeon», das zu seinem kleinen Gastro-Imperium gehörte. Wie das Hotel «Leoneck», das Hotel «Walhalla», das «Bauschänzli» und das Restaurant «Le Chef».

Fred Tschanz war ein klassischer Selfmade-man. Bauernschlau und kreativ, ihm fiel immer etwas ein, um vorwärtszukommen und im Gespräch zu bleiben. Zuletzt eröffnete der Kunstliebhaber eine Galerie, die Galerie «Central», spezialisiert auf Kunst der Inuit.

Die Kunst war, neben dem Geschäft und den Frauen (und natürlich seiner Hündin Ella), seine grosse Liebe. Gern wäre er Pianist geworden. Seine Mutter finanzierte ihm mit ihrem kargen Lohn Klavierunterricht. Doch als er realisierte, dass es nicht reichte, ein Arturo Benedetti Michelangeli zu werden, wandte er sich der Gastronomie zu. Doch Tschanz war

nicht einer, der Lebensträume aufgibt, und so erfüllte er sich zum 70. Geburtstag einen grossen Wunsch. Einen Auftritt in der Zürcher Tonhalle. Er mietete den kleinen Tonhalle-Saal, engagierte eine kleine Formation des Tonhalle-Orchesters und lud zur Geburtstagsparty, bei der er selbst am Flügel sass und den berühmten langsamen Satz aus dem C-Dur-Klavierkonzert von Mozart spielte. Jahrelang hatte er Klavierunterricht genommen und sich auf diesen Auftritt vorbereitet. Im verblüfften Auditorium sass die Zürcher Geschäftswelt, Freunde und Verwandte (er hat zwei Töchter), dann gab es ein grosses Fest im Kongresshaus, und es war klar, Fred Tschanz gehört zwar nicht zur Zürcher Gesellschaft, aber ganz sicher zum Establishment. Ein eindrücklicher älterer Herr, der es zu etwas gebracht hat.

Er war Jäger, und es war ihm wichtig, dass man auch das wusste. Denn das markierte seinen gesellschaftlichen Aufstieg. Wie er

wohnte, konnte man in einer Reportage des NZZ *Folio* bestaunen: Grosswildjäger und Kleinbürgertum paaren sich in seinem Heim auf eigenwillige Weise. Fred Tschanz war immer authentisch. Jagdtrophäen, etwas spießige Einrichtung und – seine Kunstsammlung – die Bilder nackter Frauen an den Wänden. Man staunte. Ja, Fred Tschanz hat sich immer als Liebhaber der Schönheit und des guten Lebens deklariert. Bevor das Alter ihm mit seiner zerstörerischen Kraft zusetzte, soll er ein fröhlicher Mann gewesen sein, der gern den hübschen Frauen nachschaute. Er war dreimal verheiratet, zuletzt mit Raffaella, einer Frau aus der Dominikanischen Republik mit zwei Teenager-Töchtern. Tschanz war ein Gentleman. Wenn sie Hochzeitstag hatten, sass Tschanz mit einem Riesenblumenstrauss im «Bauschänzli» und wartete auf seine Frau.

### Dutzendfach kopiert

Fred Tschanz wird in die Zürcher Gastronomiegeschichte eingehen als Begründer des Oktoberfests im «Bauschänzli». Er war immer innovativ, ein Geheimnis seines Erfolgs. So erlebte er in München das Oktoberfest und fand, das müsse man nach Zürich importieren. Seit Jahren ist das einer der ganz grossen Publikumsmagneten im «Bauschänzli», und es wurde mittlerweile von Dutzenden Zürcher Gastronomen kopiert.

Der Auftritt am Oktoberfest 2012 war auch die letzte öffentliche Performance des publicitybewussten Unternehmers. Am «Pink Monday», wenn sich traditionell die Homosexuellen am «Bauschänzli»-Oktoberfest trafen, sass Tschanz mit Ehefrau Raffaella und Hund Ella, den Jägerhut auf dem Kopf, tapfer in seiner Loge und bewirtete seine Gäste, zu denen auch Mister Gay gehörte. Wacker schritt er, seinen Stock durch die Luft wirbelnd, zu den Klängen des Sechseläutenmarsches auf die Bühne. Hielt seine Rede und begrüßte die Gäste, die ihm mittlerweile ans Herz gewachsen waren (er kennt die Szene, die in seinem «Café Odeon» ein Zuhause gefunden hat).

Was den grossen Unternehmer auszeichnet, sind der Mut zum Risiko und eine gewisse Kühnheit. Die hatte Tschanz, als er sein letztes Lokal «Le Chef» an der Kanonengasse in Zürich kurzerhand «die «Kronenhalle» des Kreis 4» nannte. Mit der «Kronenhalle» hat das «Le Chef» gemeinsam, dass es dort Geschnetzeltes mit Rösti gibt und Kunst an den Wänden hängt. Sonst nicht viel, aber das macht nichts. Tschanz hatte Freude an dem sympathischen Lokal. Obwohl Tschanz vermutlich ein zutiefst bescheidener Mensch war, hat ihn das Motto «Klotzen, nicht kleckern», das den guten Geschäftsmann auszeichnet, weit gebracht. Zwei Monate nach seinem Auftritt am Zürcher Oktoberfest ist Fred Tschanz in einem Zürcher Spital gestorben. Das traditionelle Rehpf Pfeffer-Essen fand 2012 nicht statt. ○

# Die schrille Feministin

Mit ihrer Streitschrift «Fleischmarkt» landete die junge britische Bloggerin Laurie Penny einen internationalen Bestseller. Ihre These: Verantwortlich für das Elend der Frauen sei der Kapitalismus.  
Von Franziska K. Müller

Laurie Penny ist eine hübsche 26-Jährige mit kurzem Haar und Widerstreit im Ausdruck. Seit sie mit «Fleischmarkt» ihr erstes Buch herausgegeben hat, ist die Jungfeministin in den internationalen Medien omnipräsent. Manchmal präsentiert sie sich wie eine Mischung aus Ziggy Stardust und Edith Piaf, manchmal wie ein Landmädchen, das gerade einen Apfelkuchen bäckt. Der wandelbare Look ist neu, die Themen ihrer Streitschrift sind es nicht: Es geht um Magersucht, häusliche Gewalt, geschlechtsspezifische Arbeit, Pornografie und Schönheitswahn. Ortete die ältere Generation der Frauenrechtlerinnen die Wurzel vieler Übel im Patriarchat, lässt Penny den sozialistischen Feminismus aufleben und

Für schlau oder gar selbstbestimmt hält Penny ihre Geschlechtsgenossinnen nicht.

schreibt so putzige Sätze wie: «Der Körper der Frau ist der sexuelle Stützpunkt des kapitalistischen Kannibalismus.»

Auf hundert Seiten wettet sie gegen den privilegierten «Sex and the City»-Feminismus, Britney-Spears-Kult und Prinzessinnenwahn, gegen mangelnde Sexualerziehung und Dauerberieslung durch die Pornoindustrie. Sie fragt: «Warum fürchten wir den weiblichen Körper so sehr?» Die Antwort lautet: «Nachdem die Frauen in den meisten westlichen Ländern alle Rechte erreicht haben, wird auf gesellschaftlicher Ebene weiterhin ein gnadenloser Abscheu vor dem weiblichen Körper kultiviert.»

Film, Fernsehen, Werbung, Printmedien, Spielzeugangebot, Modeindustrie seien mitverantwortlich für den Umstand, dass Millionen von Frauen dünn, schön, jung, sexuell verfügbar sein müssten, und da sie diese Ideale niemals erreichten, gehörten Selbsthass, Frigidität, Destruktion quasi zum Frausein dazu. «Anstatt zu schreien, werden wir in diesem System unsichtbar.»

«Frauen müssen sich verweigern»

Für schlau oder gar selbstbestimmt hält Penny ihre Geschlechtsgenossinnen nicht: «Das Überleben der modernen Ökonomie hängt von der bezahlten und unbezahlten Kaufkraft und Reproduktionsfähigkeit der Frauen ab. Dass sie [die Frauen] sich dieser Macht bewusst würden, wäre unerträglich: Die Gefahr einer Revolte wäre zu gross.» Die Frauen würden



«Warum fürchten wir den weiblichen Körper so sehr?» Autorin Penny, 26.

durch das spätkapitalistische System manipuliert und instrumentalisiert, lautet ein wiederkehrendes Opfer-Bild, das Penny verbreitet. Sie kommt zu dem unoriginellen Fazit: «Frauen müssen sich radikal allen Schönheitsnormen verweigern, wollen wir nicht täglich daran erinnert werden, dass wir Vieh sind, Besitztümer, die möglichst konform zu sein haben.»

### Schuld sind immer die anderen

Der Generationenforscher Gerhard Amendt von der Universität Bremen – er hat das erste ambulante Zentrum für Schwangerschaftsabbrüche organisiert und förderte ebenso das Bremer Frauenhaus – sagt: «Ich dachte, die jungen Frauenrechtlerinnen sind mutiger und selbstbewusster, wenn es um die Benennung eigener Verantwortlichkeit geht, die allfälligen Missständen zugrunde liegt.» Pennys Denkweise zeige das Gegenteil: Schuld sind immer die andern. Viele Leser stört das nicht. Dutzende von wohlwollenden Rezensionen sorgten dafür, dass die gesammelten Wutanfälle der Neofeministin auf den Bestsellerlisten verschiedener Länder landeten.

Die mediale Begeisterung für die junge Wilde ist vor allem in Deutschland gross. Auch, weil sie Themen an die Oberfläche gezerrt hat, die jahrzehntelang in den Mottenkisten verstaubten und beinahe als verloren galten. «Sie erinnert die Frauen mit lauter Stimme an ihre Macht. Aufregend», schrieb die *Süddeutsche Zeitung*, und *Emma* fand mit Blick auf Pennys radikale Streitschrift: «Höchste Zeit, dass sich auch die deutschen Mädchen der dritten Feministen-Generation an das heisse Thema der sexistischen Zurichtung wagen.»

Was treibt Laurie Penny an? Auf der Suche nach ihrer Motivation stösst man schnell an Grenzen: Entsprechende Anfragen bleiben unbeantwortet, Privates hält die «Unruhefisterin», wie sie sich selbst nennt, konsequent unter Verschluss. «Das interessiert doch niemanden», sagt sie jeweils. Die von ihr veröffentlichten biografischen Daten («geboren in einer Mülltonne») sind ein Witz, vielleicht auch eine Persiflage auf das Milieu, aus dem sie tatsächlich stammt. Sie wuchs im beschaulichen und bürgerlichen Küstenstädtchen Brighton auf, zog früh nach London, arbeitete in einem feministischen Punk-Shop in Camden. Im hippen Stadtquartier mit anarchistischem Touch tummeln sich Minderheiten verschiedenster Couleur, der liberale Rest wählt Labour, während des Irakkriegs zierten Tausende von «Peace»-Flaggen die Hausfassaden.

In Sachen Toleranz, aber auch aus feministischer Perspektive war in Pennys Jugend bereits viel erreicht worden – und sie war der beste Beweis dafür: Sie besuchte das College, studierte, rasierte sich den Schädel, kleidete sich schrill, benahm sich wild, ohne dass dieses Verhalten jemanden interessiert oder gar negative Konsequenzen gehabt hätte. Aufmerksamkeit –

eine neuzeitliche Währung, die in ihrem Buch unerwähnt bleibt – erlangte sie als Polit-Bloggerin «Penny Red»: Niemand berichtete engagierter über die Besetzung der Gaddafi-Villa in London oder über die Occupy-Bewegung. Über die im Jahr 2011 stattfindenden Strassenschlachten in der britischen Hauptstadt schrieb sie, dass die wütende Gruppe junger Menschen ohne Zukunft verständlicherweise aufbegehre. Und sie verschwieg, dass es sich bei den Demonstranten mehrheitlich um markenbewusste Jugendliche gehandelt hatte, die Läden stürmten, um Label-Kleider und technische Geräte zu stehlen. Penny etablierte sich als journalistische Wortführerin jener, die Polit-Aktionen im Freien abrechnen, wenn die Temperaturen unter Null fallen. Sie profitierte davon, dass es jener Szene an Leaderfiguren mangelte, die sich in ganzen Sätzen zu verständigen wissen.

Wortgewaltig und stets in agitatorischer Laune, folgte Penny bald dem Beispiel der aus den USA stammenden Riot-Grrrl-Bewegung, die als feministische Subkultur so auffällige Pop-Ikonen wie Courtney Love oder Beth Ditto hervorgebracht hatte. Schrilles Styling, Riesenklappe und dazu eine beabsichtigte Überzeichnung dessen, was als weiblich gilt, machte sich auch die regierungskritische Moskauer Punkrock-Band Pussy Riot zunutze, die mit textilfreien Auftritten internationale Berühmtheit erlangte. Warren Ellis, britischer Online-Aktivist und Drehbuchautor, schreibt zu Pennys Aktivitäten: «Wann immer ich auf Twitter sehe, dass sie unterwegs ist, kann davon ausgegangen werden, dass irgendeine Protestaktion im Gang ist, an der sie sich lautstark beteiligt.» Alte Männer in Strickwesten, die die Bloggerszene bisher dominierten, würden angesichts einer Laurie Penny verständlicherweise durcheinandergeraten, stichelte daraufhin BBC-«Newsnight». Beim Vorzeigeformat des britischen Fernsehsenders ist Penny in der Zwischenzeit ein gerngesehener Interviewgast.

### «Viel gibt es nicht mehr zu tun»

Längst hat sie sich als Sprecherin einer Frauengeneration etabliert, die tatsächlich unsichtbar bleibt: vielleicht auch, weil sich deren gutausgebildete Angehörige nach wie vor eher für die maximale Länge und Verdichtung ihrer Wimpern als für komprimierte feministische Theorien interessieren. Ihr Siegeszug überraschte sie selbst, erklärte Laurie Penny kürzlich. Und auf die Frage, ob die Übertreibung und das Überzeichnen allfälliger Missstände zum Konzept gehöre, antwortet sie: «Nein. In der Realität wird eher masslos untertrieben.»

Die Institutionen des Feminismus seien bereits heute im Begriff, sich aufzulösen, sagt Gerhard Amendt. «Viel gibt es an der Gleichberechtigungsschiene nicht mehr zu tun, also versucht man mittels neuer Skandalisierun-

gen Brisanz zu erzeugen.» Penny beschreibe zum Beispiel ihren Selbsthass, mit dem sie als Magersüchtige ihren Körper drangsalieren habe. Ihre plötzliche Heilung bestehe darin, dass sie die zerstörerische Wut jetzt gegen die Männer – oder, anders gesagt, gegen den «patriarchalen Kapitalismus» – richte. «Das heilt weder sie selber, noch entstehen so aufgeklärte Geschlechterbeziehungen.» Der Feminismus bleibe eine historisch wichtige Erfahrung, die junge Frauen auch noch in hundert Jahren interessieren werde, sagt Amendt. Mit den radikalen Anliegen medial geschickt agierender Neofeministinnen könnten die meisten Frauen aber nicht viel anfangen.

Von einem Sturm im Wasserglas will Laurie Penny nichts wissen. Bereits schreibt sie an einem neuen Buch, das mit Spannung erwartet wird. Ihre Fans, meist ältere Frauen, setzen die Messlatte nicht allzu hoch an: Immerhin handle es sich um eine junge Frau, die sich eine bessere Welt zumindest vorstellen könne, so ihr Grundtenor.

Laurie Penny: Fleischmarkt. Weibliche Körper im Kapitalismus. Edition Nautilus. 128 S., Fr. 15.90

## Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**



«Nur etwas auf Trab halten»: syrische Rebellen in der Stadt Harem, 55 Kilometer westlich von Aleppo.

## Zeit der blutigen Vergeltung

Syriens Freischärler rücken langsam, aber scheinbar unaufhaltsam vor. Ihre Bewaffnung hat sich verbessert, die Armee wirkt dagegen geschwächt. Vergeltungsaktionen gegen wehrlose Kriegsgefangene der Rebellen werden immer häufiger. *Von Kurt Pelda*

Am «Tor des Friedens» wehen rotweisse türkische Fahnen neben den Trikoloren des syrischen Widerstands. Am Grenzübergang, dessen Name heute deplatziert wirkt, warten Lastwagen auf die Erlaubnis zur Weiterfahrt, schwer beladen mit Säcken voller Weizenmehl. Fahrzeugen einer türkischen Hilfsorganisation geht es ebenso, dahinter stauen sich Personenwagen, die bis unter das Dach vollgestopft sind mit Matratzen, Decken oder Schachteln voller Kerzen. Drüben, in Syrien, fehlt es inzwischen an allem: an Getreide, Strom, fließendem Wasser und Treibstoff. Benzin kostet mancherorts mehr als umgerechnet drei Franken pro Liter.

Für viele Syrer, die seit Monaten kaum noch Geld verdienen, sind Dinge des täglichen Bedarfs unerschwinglich geworden. Mitten im Winter, wenn die Temperaturen nachts um den Gefrierpunkt pendeln, können sich nur jene

glücklich schätzen, die einen Holz- oder Ölofen in der Stube haben – sofern sie auch über Brennstoff verfügen. In Friedenszeiten, als Stromausfälle noch selten waren, konnte man sich wenigstens mit Heizstrahlern behelfen. Doch das ist Vergangenheit. Brennholz wird jetzt aus den Trümmern ausgebombter Häuser herausgebrochen, und selbst Schulbänke und Bäume in Parkanlagen müssen dafür herhalten. Nur die unzähligen Olivenhaine bleiben unangetastet, sie sind das Kapital für eine ungewisse Zukunft.

### Die letzten Bastionen

Rund 15 Kilometer von der Grenze entfernt schleicht eine Gruppe von Kämpfern von Ölbaum zu Ölbaum. Die Sonne ist untergegangen, am Himmel steht ein fahler Vollmond. In einem Acker steckt eine nicht explodierte Fliegerbombe, das Heckstück mit den vier Leit-

flächen ragt noch heraus. Die Freischärler machen einen Bogen darum. Bei einem verlassenem Haus legen sie den letzten Halt vor dem Angriff ein.

Etwa 150 Meter weiter brennt ein Licht, und das Tuckern eines Stromgenerators dringt herüber. Es ist ein Aussenposten der Helikopterbasis von Menakh, einer von Präsident Assads letzten Stützpunkten im äussersten Norden Syriens. Es ist noch nicht lange her, dass hier Dutzende von Kampfhubschraubern stationiert waren und Geschütze die umliegenden Dörfer beschossen. Doch nun hat sich das Blatt gewendet. Seit drei Wochen wird der Flugplatz belagert. Nahrungsmittel und Munition erhalten die eingeschlossenen Truppen nur noch, wenn es einem Helikopter gelingt, Material abzuwerfen. Manchmal geht der Nachschub ausserhalb der Basis nieder und bleibt im Niemandsland liegen. Die Soldaten können sich

die Pakete dann höchstens nachts holen, denn tagsüber halten Scharfschützen der Rebellen, versteckt in den Häusern eines nahe gelegenen Dorfs, das flache Gelände unter Feuer.

Abu Ali, der Kommandant der Kämpfer beim verlassenen Haus, gibt die letzten Anweisungen. Ein Rebell besitzt ein modernes Nachtsichtgerät. Zwei Männer sichern das Rückzugsgebiet, während die andern zwischen den Bäumen über die Wiese robben. Mit dabei haben sie improvisierte Wurfbomben, die mit Sprengstoff aus Blindgängern der Regierungstruppen versehen sind. Kurz darauf zerreißen vier schwere Explosionen die Stille der Nacht. Es dauert lange, bis die Soldaten vom Flugplatz her antworten. Leuchtpurgeschosse aus einer Maschinenkanone fetzen flach über die Ebene. Abu Ali und seine Männer kommen zurück, unverehrt. Er sagt: «Wir wollten die Soldaten nur etwas auf Trab halten. Sie sollen nicht mehr ruhig schlafen können.»

### **Manglerscheinungen bei der Armee**

Im stark ausgebombten Dorf Menakh sitzt derweil eine andere Kampfgruppe im Dunkeln eines Raums um einen bullernden Ofen. Der Chef, Abu Dschamil, schätzt die Zahl der eingeschlossenen Soldaten auf 700 bis 1000. Etwa 40 Kampf- und Schützenpanzer seien noch auf dem Flugplatz. «Vor zehn Tagen sind wir bis zum Rand der Basis vorgestossen. Seither haben sich 70 Soldaten ergeben.» Weil das Gelände ausserhalb des Dorfs keinerlei Deckung bietet, wäre ein Frontalangriff mit hohen Verlusten verbunden. Die Taktik der Aufständischen ist es deshalb, die Truppen auszuhungern und durch Desertionen zu schwächen.

Mit der gleichen Methode haben die Freischärler in den letzten Monaten einen Armeestützpunkt nach dem andern in der Umgebung der Wirtschaftsmetropole Aleppo eingenommen. Dabei sind ihnen so viele Gewehre, Panzerfäuste, Kanonen, Munition und selbst Panzer in die Hände gefallen, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis exponierte Militärbasen wie Menakh fallen. Das zeigt aber auch, dass der Krieg noch eine ganze Weile dauern wird. Assads Sturz steht nicht unmittelbar bevor.

Nach langer Belagerung durch die Freischärler hat die Armee die grosse Infanterieakademie am nordöstlichen Eingang von Aleppo aufgegeben. Seither verkehren wieder Busse zwischen der Grenze und der Millionenmetropole. Nachschub für die Rebellen gelangt ungehindert in die vom Widerstand kontrollierten Viertel. Gekämpft wird jetzt vor allem um den internationalen Flughafen im Südosten. Die Rebellen sind überzeugt, dass der Nachschub für die Regierungstruppen eingeflogen wird, denn die Strassenverbindung zwischen Aleppo einerseits sowie Da-

maskus und den Hafenstädten an der Küste andererseits haben sie schon lang gekappt. Das die grösstenteils eingeschlossenen Armeeeinheiten unter Manglerscheinungen leiden, zeigt sich unter anderem an den weniger häufigen Artillerieangriffen auf die Wohnviertel, in denen sich der Widerstand verschanzt. Im Gegenteil, es sind jetzt die Freischärler, die mit ihren Mörsern Armeestützpunkte langsam, aber sicher sturmreif schiessen.

Auch am Himmel über Aleppo hat sich einiges verändert. Obwohl der stahlblaue Himmel ideale Bedingungen für die Luftwaffe bietet, tauchen kaum noch Helikopter auf. Noch vor wenigen Wochen kreisten ständig Kampfhubschrauber über der Stadt und feuerten mit

---

### **Die Taktik der Aufständischen ist es, die Truppen auszuhungern und durch Desertionen zu schwächen.**

---

Maschinengewehren auf tatsächliche oder eingebaute Bodenziele. Kampffjets werfen immer noch Bomben ab, doch sind die Angriffe viel weniger zahlreich als früher. Ausserdem fliegen die Piloten inzwischen in einer Höhe von schätzungsweise 3000 Metern über Boden, um nicht in die Reichweite der 23-Millimeter-Kanonen des Widerstands zu geraten. Ihre Treffsicherheit hat dadurch stark abgenommen. Darüber hinaus werfen die Jets nun ständig hell brennende Magnesiumfackeln ab, um allfällige Flugabwehrraketen abzulenken, die den Rebellen in eroberten Militärbasen in die Hände gefallen sind. Die Infrarot-Zielsuchköpfe dieser Lenkwaffen schalten sich auf die heissen Triebwerke der Maschinen auf.

### **Brutale Foltervideos**

Die grosse Frage lautet, ob Assad seine potenteste Waffe, die Luftwaffe, wegen Mangels an Ersatzteilen, Bomben und Kerosin verliert. Oder setzen seine Generäle die Kampffjets bloss an anderen Brennpunkten ein? Hat die Schlacht um Aleppo nicht mehr die gleiche Priorität wie früher? Wie dem auch sei, lässt der Rückgang der Angriffe der Bevölkerung zumindest in einigen Stadtvierteln wieder etwas Luft. Es gibt sogar vereinzelte Flüchtlinge, die sich nach Aleppo zurückwagen. Garagen und Kebab-Restaurants sind zum Teil wieder geöffnet, an Marktständen wird Gemüse angeboten. Ein Renner sind Stromgeneratoren. Fast an jeder zweiten Strassenecke werden solche Geräte verkauft. Einige Bewohner scheinen noch immer über Bares zu verfügen. Zu den zahlungskräftigsten Kunden gehören die Freischärler, die ihre Unterkünfte zumindest am Abend mit Strom versorgen.

In der Nacht, wenn sich die Temperaturen dem Gefrierpunkt nähern, drängen sich die Kämpfer des Bataillons «Ansar al-Allah» um einen Ofen. Im Hintergrund läuft Satelliten-

fernsehen. Früher sah man sich bei solchen Gelegenheiten mit dem Handy aufgenommene Videos von Bombenangriffen an, doch nun überbieten sich die Männer gegenseitig mit Clips der anderen Art. Die Videos haben sie vom Internet heruntergeladen. Auf einem sind etwa zehn junge Soldaten, teils in Uniform, teils in Zivil, vor einem Haus am Boden liegend zu sehen, die Hände hinter Nacken oder Rücken. Angeblich wurden die Bilder irgendwo in der östlichen Provinz Raqqa aufgenommen. Am Strassenrand steht ein Fahrzeug der Rebellen. Die Soldaten flehen um Gnade, gestikulieren. Es nützt nichts. Eine Kalaschnikow drängt sich ins Sichtfeld des Kamerasuchers. Ein Freischärler geht von einem Soldaten zum nächsten und feuert jeweils einen gezielten Schuss ab. Danach sind die jungen Männer fast alle still, nur einer in schwarzen Hosen regt noch ein Bein, bis der Mörder erneut einen Schuss abfeuert.

Auf einem anderen Video sieht man ein angebliches Mitglied der Schabiha-Miliz, Assads Schläger- und Mördertruppe, das am Boden eines Zimmers liegt – gefesselt mit einem weissen Stromkabel. Dessen Ende hält ein dümmlich lächelnder Rebell in der einen Hand. In der andern befindet sich ein an der Steckdose angeschlossener Draht, dessen blankes Ende der Kämpfer immer wieder an das weisse Kabel hält. Das ist der Moment, in dem sich der Mann am Boden schreiend windet. Die Rebellen machen ihn für den Tod von 35 Zivilisten verantwortlich. Der Freischärler mit dem Draht in der Hand ist nun Herr über die Zuckungen des Gepeinigten.

Der Hass auf Assads Schergen ist inzwischen so gross, dass solche Bilder bei den Rebellen nicht auf Widerspruch stossen. Die jungen Männer um den Ölofen haben grossen Spass daran, wenn sie ihre Gegner leiden sehen. Dabei könnten sie sich auch Videos der Gegenseite ansehen, in denen zwei Burschen aus den Reihen des Widerstands am Boden eines Schulhofs liegen. Ein dicker Schabiha-Milizionär mit kahlgeschorenem Schädel und Bart ist gerade dabei, den jungen Männern mit einem Messer die Ohren abzuschneiden – bei lebendigem Leib. Die Schreie dieser Opfer sind genau so verzweifelt wie jene des mit Stromstössen gequälten Milizionärs.

Was ihre Methoden mit Gefangenen angeht, gleichen sich die Aufständischen immer mehr ihren Feinden an. Der einzige Unterschied ist, dass die Videos der Freischärler (noch) keine Bluttaten an Frauen und Kindern zeigen. Doch was nicht ist, kann noch werden, wohl spätestens dann, wenn der Widerstand in mehrheitlich von Assads Alawiten-Sekte besiedelte Stadtviertel und Gebiete eindringt. Gelingt es nicht, solchen Kriegsverbrechen einen Riegel zu schieben, droht Syrien nach dem Abgang des Diktators eine düstere Zukunft, eine Zeit der blutigen Rachefeldzüge. ○

# Schlamperei am Weltstrafgericht

Ein in Den Haag wegen Kriegsverbrechen angeklagter Kongolese ist überraschend freigesprochen worden. Mitverantwortlich dafür ist nicht nur die mangelhafte Beweisführung der Anklage, sondern auch das Verhalten der Uno-Friedenstruppen im Kongo. *Von Kurt Pelda*



«Wir gehen jetzt die Kinder holen»: freigesprochener Warlord Ngudjolo in Den Haag.

Seit mehr als zehn Jahren leistet sich die Uno in der sogenannten Demokratischen Republik Kongo eine Fehlleistung nach der andern. Jüngster Misserfolg war der Freispruch des kongolesischen Kriegsfürsten Mathieu Ngudjolo vor dem Internationalen Strafgerichtshof (IStGH) in Den Haag. Vorgeworfen wurden dem ehemaligen Krankenpfleger Kriegsverbrechen wie die Rekrutierung von Kindersoldaten und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, begangen als Chef einer Miliz der Lendu-Ethnie im Nordosten von Kongo im Jahr 2003.

## Leopardenfell am Handgelenk

Unbestritten blieb dabei allerdings, dass Ngudjolo Anführer einer blutrünstigen Truppe war, die damals die rivalisierende Volksgruppe der Hema massakrierte. Dummerweise konzentrierte sich die Anklage aber praktisch ausschliesslich auf ein einziges von der Lendu-Miliz verübtes Blutbad im Februar 2003. Die Richter stuften am Schluss die Glaubwürdigkeit der drei wichtigsten Belastungszeugen als zu gering ein, um einen Schuldspruch zu rechtfertigen. Weil Ngudjolo die Teilnahme an dem Massaker nicht schlüssig nachzuweisen war, wurde er am 21. Dezember freigelassen. Nun wartet er in den Niederlanden darauf, dass die Uno die gegen ihn gerichteten Reisebeschrän-

kungen aufhebt. Danach will er wieder zurück in sein Heimatland.

Dabei wäre es ein Leichtes gewesen, dem Warlord zumindest die Rekrutierung von Kindersoldaten nachzuweisen. Wer Kinder unter fünfzehn Jahren in Kampfgruppen einführt, begeht ein Kriegsverbrechen. Thomas Lubanga, einer von Ngudjolos Gegenspielern und Kommandant einer Hema-Miliz, wurde deswegen vom IStGH im März 2012 zu vierzehn Jahren Haft verurteilt. Dies ist bisher die einzige Verurteilung seit der Gründung des Strafgerichts vor fast zehn Jahren.

Rückblende in den Mai 2003: Ich stehe mit Ngudjolo vor dem Hauptquartier der Uno-Friedenstruppen in der kongolesischen Stadt Bunia. Der Warlord ist gut gelaunt. In einem Halfter an seinem Gürtel steckt ein schwerer Revolver, und um sein Handgelenk hat er einen Streifen Leopardenfell gewickelt. Daher kommt sein Übername «Chui», was auf Suahele Leopard heisst. Der ehemalige Krankenpfleger will gerade in einen Schützenpanzer der Blauhelme steigen und mich auf eine Tour mitnehmen, doch die Uno-Soldaten verbieten mir das. Sie haben Teile von Ngudjolos Miliz nach Bunia gebracht, damit sie dort auf Patrouille gehen. Als Ngudjolo in der offenen Tür des Radpanzers steht, ruft er mir zu: «Wir gehen jetzt die Kinder holen.» Er meint damit die

Knirpse, die nur wenig grösser als ihr Sturmgewehr sind und mit denen er auf Geheiss der Uno-Truppen die Stadt sichern will. In Wirklichkeit vergeifen sich die Milizionäre an Zivilisten, sie plündern und morden – alles unter den Augen der mehreren hundert Uno-Soldaten aus Uruguay, die kein Wort Französisch sprechen und lieber Mate-Tee trinken, als Menschenleben zu retten. Angeführt wird die Versagertruppe vom französischen Obersten Daniel Vollot, der sich ständig mit Ngudjolo und anderen Marodeuren trifft – angeblich, um Bunia zu befrieden.

## Was will die Uno verdecken?

Zahlreiche Blauhelme hätten in Den Haag aussagen können, dass Ngudjolo Kindersoldaten unter fünfzehn Jahren rekrutierte. Warum aber wurden diese Soldaten nicht in den Zeugenstand gerufen? Seltsamerweise konzentrierte sich die Anklage fast ausschliesslich auf ein von den Lendu verübtes Massaker, das mehr als zwei Monate vor der Ankunft der Uno-Truppen stattgefunden hatte. Ein Schelm, wer da denkt, man habe die Uno nicht an unangenehme Tatsachen erinnern wollen, an die schändliche Kollaboration mit Massenmördern und Warlords. Noch während des Lubanga-Prozesses enthielt die Anklage des IStGH der Verteidigung vertrauliche Dokumente der Uno-Friedenstruppen vor, deren Inhalt offenbar so brisant war, dass man sie auf keinen Fall ans Licht bringen wollte. Der Prozess gegen den Hema Lubanga wäre dadurch um ein Haar gescheitert. Selbst die Richter kritisierten in ihrem Urteil gegen Lubanga das Vorgehen der Anklage. Auf der Suche nach Zeugen im Nordostkongo waren offenbar auch lokale Vermittler eingesetzt worden, deren Integrität nicht über alle Zweifel erhaben war.

Im Fall Ngudjolo musste die Anklage harsche Kritik von Menschenrechtlern und Hilfswerken einstecken. Auf den Freispruch reagierte zum Beispiel Eric Witte von der Open Society Justice Initiative mit den Worten, das Urteil sende ein besorgniserregendes Signal über die Ermittlungsarbeit der Anklage aus. Er empfahl Fatou Bensouda, der gambischen Chefanklägerin des IStGH, ihr Vorgehen zu überdenken. Auch die amerikanische Organisation Human Rights Watch rief die Staatsanwaltschaft auf, ihre Beweisführung zu verbessern. So gut gemeint die Arbeit des IStGH auch ist, eine Verurteilung und ein fragwürdiger Freispruch stellen doch eine sehr magere Zehnjahresbilanz dar. ○



## Fragebogen

# Eine Yoga-Übung?

Wissen Sie, wer das Stummelwort Euro erfunden hat? Existiert der Kontinent noch, obwohl die Reichsmark und Lira untergegangen sind? Kann man auf Demokratie verzichten? Vierzig unvorgreifliche Erkundigungen zu Europa und zur EU. Von Hans Magnus Enzensberger

Worum handelt es sich, wenn eine intelligente Frau in hoher Position behauptet: «Wenn der Euro scheitert, scheitert Europa»?

1. Um eine Drohung?
2. Um eine Schutzbehauptung?
3. Oder nur um eine Dummheit?

4. Haben Sie den Eindruck, dass unser Kontinent nach wie vor existiert, obwohl im Lauf der letzten 2000 Jahre das Talent, der Denar, der Gulden, die Lira, das Lepton und die Reichsmark untergegangen sind?

5. Wissen Sie, wer das Stummelwort Euro erfunden hat, das vor dem Ende des 20. Jahrhunderts niemand in den Mund genommen hat?

6. Sind Sie in der Lage, Akronyme wie EZB, EFSE, ESM, EBA und IMF zu entziffern?

7. Vermuten Sie, dass die meisten europäischen Länder seit geraumer Zeit nicht mehr von demokratisch legitimierten Instanzen, sondern von diesen Abkürzungen regiert werden?

8. Haben Sie diese Einrichtungen gewählt?

9. Werden sie im Grundgesetz oder in einer anderen europäischen Verfassung erwähnt?

10. Ist Ihnen in den letzten Jahren mitgeteilt worden, dass die Entscheidungen dieser Institutionen «alternativlos» sind?

11. Sind Obdachlose, Fixer, Lohnempfänger oder Rentner nicht berechtigt, Finanzbedarf «anzumelden», wohl aber Mitglieder der Euro-Gruppe, Bankvorstände und Fernsehintendanten?

12. Wird diesem Verlangen regelmässig entsprochen?

13. Ist Ihnen in der letzten Zeit der Fachausdruck «finanzielle Repression» begegnet? Falls ja, sind damit gemeint:

14. Rentenkürzungen?
15. Steuererhöhungen?
16. Schuldenschnitte?
17. Zwangsabgaben?

18. Inflation?

19. Währungsreformen?

20. Kennen Sie die Namen und die genaue Adresse der «Märkte», die den Euro-Rettern vorschreiben, was sie zu tun haben?

21. Muss die Küstenwacht prüfen, ob Passagiere in Seenot «systemrelevant» sind, bevor sie gerettet werden dürfen?

Stimmen Sie den folgenden Ansichten zu?

22. *Macht ist das Privileg, nicht lernen zu müssen* (Karl Deutsch, 1912–1992).

23. *Ein Leben ohne Verfassungsgericht ist möglich, aber sinnlos* (Loriots Mops).

24. *Wir beschliessen etwas, stellen das dann in den Raum und warten einige Zeit ab, was passiert. Wenn es dann kein grosses Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen, was da beschlossen wurde, dann machen wir weiter – Schritt für Schritt, bis es kein Zurück mehr gibt* (Jean-Claude Juncker, Vorsitzender der Euro-Gruppe, 1999).

25. *Politiker sind wie schlechte Reiter, die so stark damit beschäftigt sind, sich im Sattel zu halten, dass sie sich nicht mehr darum kümmern können, in welche Richtung sie reiten* (Joseph A. Schumpeter, 1944).

26. Wusste die Europäische Kommission, was das Fremdwort Subsidiarität bedeutet? Und wenn ja, hat sie es vergessen?

Was bedeutet der Ausdruck «quantitative Lockerung»?

27. Eine Yoga-Übung?

28. Die Beschleunigung der Notenpresse?

29. Hat der Verfassungsrechtler Gusy aus Bielefeld recht, wenn er sagt: «Wo ein Trog ist, sammeln sich Schweine»?

30. Können Sie sich mit der blühenden Metaphorik der Euro-Retter anfreunden, oder kommt sie Ihnen martialisch, konfus oder gar lächerlich vor? Sind Sie in der Lage, zwischen Schirmen, Hebeln, Bazookas, Dicken Berthas, Brandmauern und Hilfspaketen punktgenau zu unterscheiden?

31. Wiegen Sie sich in der Zuversicht, die Karl Valentin in die Worte fasste: «Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es jetzt schon ist»?

32. Wenn sich herausstellt, dass die Einführung einer neuen Papierwährung statt zur Integration Europas zu seiner Spaltung, und wenn sie statt zur Verständigung zu Hass und gegenseitigem Ressentiment geführt hat, wäre es da angezeigt, diese Position zu räumen, statt nach dem Motto «Augen zu und durch» zu verfahren?

33. Oder ist das undenkbar, weil es eine narzisstische Kränkung der verantwortlichen Politiker bedeuten würde?

34. Gibt es ein Europa diesseits der Institutionen der EU und ihrer 40 000 Beamten, oder sind sie die einzigen Vertreter unseres Erdteils, deren Stimme zählt?

35. Sind es diese Personen, die darüber zu entscheiden haben, wer als «Anti-Europäer» zu gelten hat?

36. Verstehen Sie, warum die Europa-Politiker mit den Römischen Verträgen und dem Traktat von Maastricht so umgehen, als hätten sie diese Papiere nie unterschrieben?

37. Glauben Sie, dass ihnen Referenden und Abstimmungen lästig sind, weil jede Meinungsäußerung der Bevölkerung ihre Bemühungen stören könnte, die «Märkte» zu beruhigen?

38. War die Demokratie wirklich eine so schlechte Idee, dass auf sie notfalls verzichtet werden kann?

39. Zeigt nicht das Beispiel Chinas, dass man es auch ohne sie im Zeichen der Globalisierung zu einer erfolgreichen Weltmacht bringen kann?

40. Ist demnach die politische Entmündigung der Bürger unvermeidlich, und ist ihre ökonomische Enteignung die notwendige Folge?



### Literatur

Der Fragebogen ist das Vorwort von Joachim Starbattys neuem Buch «Tatort Euro – Bürger, schützt das Recht, die Demokratie und euer Vermögen», das im März im Europa-Verlag erscheint.



Ein Projekt, ein Statussymbol.

## Wunschkind auf Bestellung

Der amerikanische Reproduktionsmediziner Jeffrey Steinberg garantiert Eltern ein Baby mit dem gewünschten Geschlecht. Seine Kunden kommen aus der ganzen Welt, die Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Bereits ist es technisch möglich, Haar- und Augenfarbe auszuwählen. *Von Melanie Mühl*

Gross ist das Leid der Frauen, die ihre Herzen auf Ingender.com ausschütten – und es ist irritierend. Sie alle klagen über ihre Kinder, genauer gesagt über deren falsches Geschlecht. Die einen haben nur Jungen zur Welt gebracht, gesunde freilich, aber eben Jungen, und wünschen sich endlich ein Mädchen, die anderen haben nur Mädchen und wünschen sich nichts so sehr wie einen Jungen. Stimmen von Vätern sucht man in diesem Forum übrigens in der Regel vergeblich. Offenbar trifft sie die Entscheidung, die die Natur für sie gefällt hat, weniger hart als die Mütter; vielleicht behalten sie ihren Kummer aber auch lieber für sich.

Nehmen wir zum Beispiel «sabrine». Als sie von ihrem Arzt erfuhr, dass auch ihr drittes Kind ein Junge sein werde, stürzte sie in ein tiefes Loch. Es folgten zehn grausame Tage. «Sabrine» war während dieser Zeit wie gelähmt. Es gelang ihr weder zu kochen noch zu putzen oder noch sonst irgendetwas Produktives zu tun. Oder «devochki 4», die jeden Tag den Tränen nahe ist, weil sie vier Töchter, aber keinen Sohn hat. Sie wisse, schreibt sie, dass ihre Familie noch nicht komplett sei. Viel Zeit bleibt ihr nicht mehr, denn sie ist bereits Mitte vierzig.

Für Frauen, denen es ähnlich wie «sabrine» oder «devochki 4» ergeht, muss Jeffrey Stein-

berg, einer der renommiertesten amerikanischen Reproduktionsmediziner und Arzt an den Fertility Institutes in Los Angeles und New York, ein Segen sein: Er garantiert seinen Kunden nichts anderes als ein Baby mit dem gewünschten Geschlecht. Steinbergs Erfolgsrate liegt nach eigenen Angaben bei 99 Prozent. Er spiele, sagt er, nicht Gott, er habe dessen Handwerk nur aufmerksam studiert und eine Menge davon gelernt.

### Unter dem Neonlicht-Mikroskop leuchteten weibliche Zellen rosarot und männliche hellblau.

Das Verfahren nennt sich *sex selection*, es ist in Amerika ein Millionengeschäft und hat Steinberg zu einem sehr reichen Mann gemacht. Schliesslich ist ein Wunschbaby keine günstige Angelegenheit, mit Kosten von 20 000 Dollar sollte man rechnen.

Grundsätzlich funktioniert *sex selection* nach dem Prinzip der Präimplantationsdiagnostik (PID). Der Unterschied besteht darin, dass die durch künstliche Befruchtung entstandenen Embryonen vor dem Einsetzen in die Gebärmutter nicht nur auf Erbkrankheiten wie

Mukoviszidose oder Glasknochenkrankheit hin untersucht werden, sondern auch auf ihre Chromosomenzusammensetzung. Unter dem Neonlicht-Mikroskop, so hat es Steinberg einmal in einem Interview erzählt, leuchteten die weiblichen Zellen rosarot und die männlichen hellblau.

Steinbergs Zielgruppe verteilt sich über die ganze Welt, was daran liegt, dass *sex selection* in den allermeisten Ländern strikt verboten ist. Eine der wenigen Ausnahmen ist Israel, wobei dort im Gegensatz zu Amerika die Erlaubnis an Bedingungen geknüpft ist. Ein Paar mit Mädchenwunsch muss zum Beispiel bereits mehrere Söhne grossziehen, um einen positiven Bescheid erhalten zu können. Mittlerweile herrscht deshalb ein regelrechter PID-Tourismus. Steinbergs Kunden kommen zu sechzig Prozent aus dem Ausland, vor allem aus Asien und Europa, aber auch Paare vom Nordpol haben seine Dienste bereits in Anspruch genommen. Die Vorlieben unterscheiden sich je nach Kultur: Chinesen und Inder wünschen in mehr als neunzig Prozent der Fälle Jungen, bei Europäern beträgt das Verhältnis etwa fünfzig zu fünfzig. Auf diese Weise werden pro Jahr mehr als 400 Babys mit Wunschgeschlecht geboren.

Wir leben in einer Optimierungsgesellschaft. «Anything goes» lautet der Leitspruch. Es ist wenig verwunderlich, dass selbst Kinder schon lange keine Selbstverständlichkeit mehr sind, sondern ein Projekt, ein Statussymbol. Je wohlgeratener, desto besser. Was sollte also dagegen sprechen, das Geschlecht seines Kindes vorher festzulegen, zumal dieser Schritt medizinisch betrachtet keinerlei Risiken birgt? Schliesslich regiert bei der natürlichen Chromosomensammensetzung sowieso der Zufall – weshalb sollte man der Natur die Entscheidung über-

## Es ist ein Unterschied, ob man Wünsche hegt – oder bereits den Lebenslauf geschrieben hat.

lassen, wenn man sie doch selbst, ganz im Sinn der eigenen Sehnsuchtsbefriedigung, treffen kann? Und tut der familiären Architektur eine geschlechtliche Ausbalancierung nicht unheimlich gut?

Erfahrungsgemäss ist es ohnehin lediglich eine Frage der Zeit, bis auf die technologische Machbarkeit die gesellschaftliche Akzeptanz folgt. Als 1978 in Grossbritannien das erste Retortenbaby geboren wurde, war die Empörung riesig. Von Designerbabys war die Rede, von seelenlosen Reagenzglas-Kindern, kreierte unter Neonbeleuchtung von Menschen in weissen Kitteln. Die moralischen Bedenken wirken heute antiquiert. In Amerika ist es Gehörlosen sogar erlaubt, ein garantiert gehörloses Kind zur Welt zu bringen.

Es wäre freilich anmassend, zu beurteilen, wie heftig der Schmerz derjenigen ist, die keine Tochter oder keinen Sohn zur Welt bringen. Das Leid des Einzelnen kennt keinen Vergleich. Das ist die eine Seite. Die andere ist, dass der Entscheidung für ein Mädchen oder einen Jungen die Entscheidung vorausgeht, überhaupt eine Geschlechtsauswahl treffen zu wollen – als wäre der Schritt, eine Familie zu gründen, nicht schon gross genug. Dahinter verbirgt sich ein gefährlicher Trugschluss: der Glaube nämlich, dass man durch die getrof-



**Gefährlicher Trugschluss:** Mediziner Steinberg.

fene Entscheidung das Risiko einer Enttäuschung minimieren, beziehungsweise sogar ganz ausschalten könnte. Nach dem Motto: Wenn X eintritt, tritt auch Y ein. Wenn ich erst eine Tochter habe, bin ich glücklich, weil meine Tochter gleichzeitig meine beste Freundin sein wird, und so weiter. Es ist der Versuch, das Unvorhersehbare vorhersehbar und damit kontrollierbar zu machen.

In einem Beitrag von Deutschlandradio Wissen begründeten die Eltern zweier Mädchen ihren Wunsch nach einem Jungen damit, dass die Töchter sie nach der Heirat verlassen und fortziehen würden. Ein Sohn hingegen könnte in die Fussstapfen des Vaters treten und dessen Geschäft übernehmen. So wäre die Nachfolgeregelung gelöst.

Ingeheim hat wohl jeder, der ein Kind erwartet, eine mehr oder weniger konkrete Vorstellung davon, was einmal aus diesem Kind

werden soll. Es ist allerdings ein Unterschied, ob man bezüglich der Zukunft des Nachwuchses gewisse Wünsche hegt oder ob man nur deshalb einen Sohn zur Welt bringen möchte, weil man dessen Lebenslauf bereits für ihn geschrieben hat. Am Ende ist das Geschlecht nur das erste Glied in einer langen Kette von Erwartungen. Bedingungslose Liebe ist das Gegenteil davon.

## Unendliches Enttäuschungspotenzial

Die Problematik liegt auf der Hand: Was passiert, wenn der Junge absolut kein Interesse am Geschäft des Vaters entwickelt? Oder das ersehnte Mädchen hyperaktiv und schwererziehbar ist? Was, wenn sich das Wunschkind nicht Gender-stereotypisch entwickelt oder bald schwer erkrankt? Werden sich die Ehepaare nicht ihr Hirn zermartern und ewig mit ihrer Wahl hadern? Und was bedeutet all das für das Aufwachsen eines Kindes? Liegen die Hürden nicht bereits so hoch, dass es schlicht unmöglich sein wird, sie zu überwinden?

Im Moment der Entscheidung steigt das Enttäuschungspotenzial ins Unendliche. Solange die Natur für Fakten sorgt, ist man selbst fein raus. Nimmt man der Natur diese Aufgabe aber ab, ist das anders. Das Schicksal fällt als Erklärung oder als Trost dann aus. Im schlimmsten Fall nagt der Gedanke des «Hätte ich mich nur anders entschieden» ein Leben lang an einem.

Vor wenigen Jahren bot Steinberg, der übrigens Vater dreier auf natürlichem Wege geborener Kinder ist (zwei Mädchen, ein Junge), seinen Kunden an, auch noch die Haar- und Augenfarbe ihres zukünftigen Kindes auszuwählen. Die Technik dafür ist vorhanden, die Wahrscheinlichkeit, ein gewünschtes Ergebnis zu erzielen – etwa blonde Haare, kombiniert mit braunen Augen –, ist hoch. Auch die Nachfrage war laut Steinberg gross, der Protest war es jedoch auch, weshalb Steinberg das Angebot zurückzog. Die Zeit dafür war nicht reif. Noch nicht.

Melanie Mühl ist Journalistin und Autorin des Buches «Die Patchwork-Lüge».

**SUURSTOFFI  
RISCH ROTKREUZ**

# Penthouse-Wohnungen im Kanton Zug

3 1/2 – 5 1/2 Zimmer Penthouse-Wohnungen  
180 m<sup>2</sup> – 278 m<sup>2</sup>  
ab 4'560 CHF

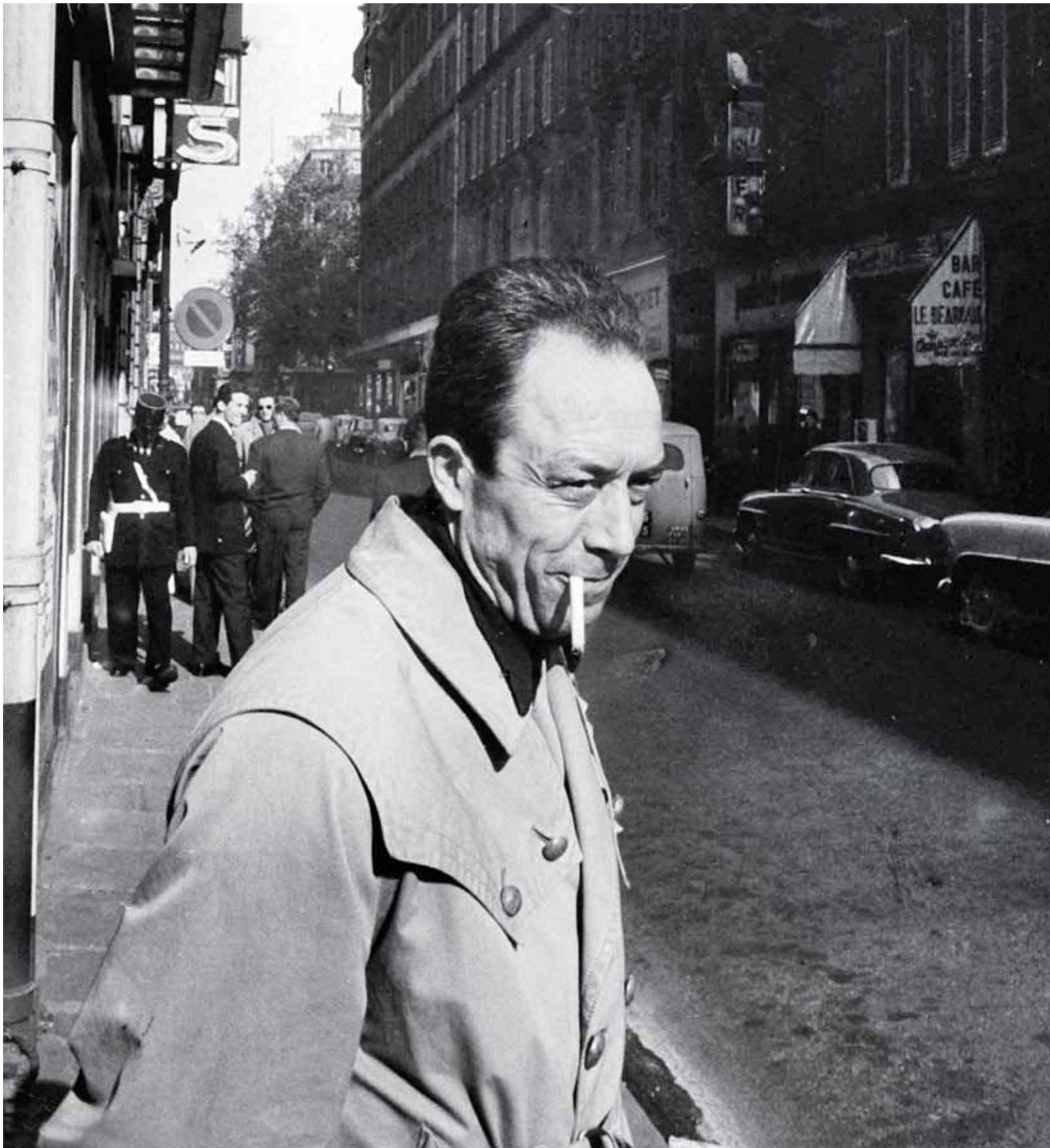
Zug Estates AG | CH-6300 Zug | T +41 41 729 10 10 | [www.zugestates.ch](http://www.zugestates.ch) | [www.suurstoffi.ch](http://www.suurstoffi.ch)

---

# Freiheit als Pflicht

---

Albert Camus war jahrzehntelang als Philosoph der Absurdität und der Sinnlosigkeit bekannt – und höchst umstritten. Erst jetzt, anlässlich seines 100. Geburtstags, werden sich die Franzosen bewusst, wie sehr sie sich in ihrem wichtigsten Denker getäuscht haben. *Von Stefan Brändle*



*Zeitlebens ein intellektueller Aussenseiter: Autor und Philosoph Camus, 1945.*

Um mit Camus zu sprechen: Es ist fast ein wenig absurd. Da erhielt der wichtigste französische Autor des 20. Jahrhunderts 1957 den Nobelpreis für Literatur; sein Hauptwerk «L'Étranger» («Der Fremde») ist das meistverkaufte Taschenbuch Frankreichs, und auch «Die Pest» ist Weltliteratur. Seine philosophischen Schriften wie «Der Mythos des Sisyphos» oder «Der Mensch in der Revolte» gehören ebenfalls zu den Standardwerken der humanistischen Philosophie. Und doch, in Frankreich wurde Camus nie die verdiente Ehre und Anerkennung zuteil.

Der 1913 in Mondovi, Algerien, geborene Autor blieb in seinem eigenen Land zeit seines Lebens ein intellektueller Aussenseiter. Im hochtrabenden Paris war der schlichte Kolonialfranzose mit dem ansteckenden Lachen ein Exot und ein – auch innerer – Exilant. Nach seinem Unfalltod 1960 mit 46 Jahren vergingen zwei Jahrzehnte, bis in Frankreich die ersten fundierten Biografien zu seinem Leben und Werk erschienen. Erst 1967 verewigte Luchino Visconti den epochalen «L'Étranger» mit Marcello Mastroianni ebenso meisterhaft auf der Leinwand.

Diese geradezu widersinnige Diskrepanz zwischen literarischem und gesellschaftlichem Erfolg hat seine Gründe. Camus war ein unbestechlicher Denker und ein unbequemer Zeitgenosse, der seine Mitbürger an ihre Verantwortung erinnerte: «Die Freiheit ist kein Privileg, sondern zuerst eine Pflicht.» Überall auf der Welt prangerte er das Unrecht an, egal, ob dies der gerade herrschenden Ideologie oder seiner eigenen Nation widersprach. Camus verurteilte als erster Intellektueller die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki; er überwarf sich mit den Marxisten, die im Nachkriegsfrankreich den Ton angaben, und in Algerien zog er sich den Zorn der Kolonialisten zu.

Nicht zu vergessen: Der mittellose Arbeitersohn und Halbweise stammte aus dem «arabischen» Landeswinkel. Seine physische und geistige Heimat war Belcourt, ein Armenquartier von Algier. Dort wuchs Camus ohne seinen Vater auf, der im Ersten Weltkrieg gefallen war. Die analphabetische Mutter hielt sich als Putzfrau über Wasser; zudem füllte sie in einer Patronenfabrik Pulver ab, um Albert ordentlich zu kleiden – im bürgerlichen Lycée sollten die begüterten Kolonialherrenkinder nicht merken, aus welchem Elend ihr Sohn stammte.

Dank seinem Lehrer – an den er dreissig Jahre später in seiner Nobelpreisrede als Erstes dachte – erhielt Camus ein Stipendium und begann zu schreiben. Zum Beispiel über die römischen Ruinen von Tipasa, westlich von Algier, die er mit seinen Studienfreundinnen aufsuchte. Und wo «die Götter durch die Sonne sprechen», wie der junge Poet in seinem ersten, 225-mal gedruckten Essay, «Hochzeit des Lichts», festhielt. «Zu gewissen Tageszei-

ten ist das Land schwarz vor Sonne. Die Augen versuchen vergeblich, etwas anderes als die Licht- und Farbtropfen zu erfassen, die an den Lidern zittern», beschrieb er seine Sinneseindrücke. «Hier lässt mich alles intakt, ich verliere nichts von mir, ich trage keine Maske.»

In Tipasa wurden Sinn und Sinne eins: «Es gibt nur eine Liebe auf dieser Welt. Den Körper einer Frau zu umarmen, ist wie das Ergreifen der seltsamen Freude, die vom Himmel zum Meer herabsteigt. Sogleich, wenn ich mich in die Wermut-Sträucher werfen werde, um mir ihren Geruch einzuverleiben, erhalte ich allen Vorurteilen zum Trotz das Bewusstsein einer Wahrheit – der Wahrheit der Sonne und später meines Todes.»

### Morphiumsüchtige Braut

Camus' Existenz war damals alles andere als über den Tod erhaben. Bettelarm, unter Tuberkulose leidend, die ihn Blut husten liess, heiratete der junge Prolet mit dem Bogart-Look eine morphiumsüchtige Studentin aus der Kolonialbourgeoisie. Die Ehe dauerte nur zwei Jahre. Ebenso kurz hielt es ihn in der Kommunistischen Partei, in die er auf Drängen eines Professors eingetreten war. Nach vielen Hilfsjobs wurde Camus 1937 Redaktor beim *Alger républicain*.

Mit Francine Faure, der Frau seines Lebens, reiste Camus bei Kriegsausbruch nach Frank-

---

## Für den Atheisten aus Algier hatte das Leben keinen eigentlichen Sinn oder Zweck.

---

reich. Dort betätigte er sich weiter journalistisch, im Untergrund auch gegen die Nazis. 1942 erschien sodann «Der Fremde», eine existenzielle Geschichte von Sonne, Meer und Tod. All dies findet sich im Namen der Hauptfigur, Meursault, der gleichgültig die Mutter beerdigt, am Strand einen Einheimischen erschießt und zum Tod verurteilt wird.

Nach dem Krieg wurde Camus in Paris rasch das Etikett des Existenzialisten angehängt. Seine laut Roland Barthes «solare» Philosophie hatte aber wenig mit den durchzechten Studentennächten von Saint-Germain-des-Prés gemein; eher war sie erfüllt vom schnellen, körperlichen Leben der jungen Algerier: Es vibrierte ohne Moral, ohne Erinnerung und «ohne Geist», wie Camus sagte; es strotzte vor Vitalität, verbrannte aber so rasch wie die in Algier übergangslos versinkende Sonne.

In seinem philosophischen Hauptwerk «Der Mythos des Sisyphos» distanzierte sich Camus ausdrücklich von den Existenzialisten. Er merkte, dass deren Haltung eigentlich nur eine unterschwellige Resistenz gegen das noch taufische Kriegstrauma Europas war, und warf ihnen philosophisches «Ausweichen» gegenüber der Kernfrage des Lebens vor. Für den

Atheisten aus Algier hatte das Leben keinen eigentlichen Sinn oder Zweck. Es ist so absurd wie das stets neu beginnende Steinerollen des antiken Helden, Ausdruck eines tragikomischen Wiederholungsreflexes. Aber der Umstand, dass der Mensch nicht aufgibt, führte Camus zum berühmten Schluss: «Wir müssen uns Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen.»

### Sartres Rache

Sinnstiftend sei unter anderem der Auf- oder Widerstand, führte Camus nach dem Krieg in «Der Mensch in der Revolte» aus. In diesem philosophischen, aber auch sehr politischen Werk stellte er sich mutig gegen den Parti communiste français (PCF), der damals das Geistesleben in Paris beherrschte und steuerte. Camus geisselte jede Form von Totalitarismus und Terror. Auch den Staatsterror, der mit seinem ideologischen Zweck die Mittel heiligt. «Und wer heiligt den Zweck?», konterte der algerische Moralist mit der Schlichtheit, die Ideologien zum Einsturz bringt.

«Der Mensch in der Revolte» hätte auch Jean-Paul Sartre, der vor den Fabrikatoren auf Mülltonen die Revolution predigte, begeistern müssen. Aber nein, der Pariser Vordenker brach ob diesem Werk mit seinem Freund Camus. Früher hatten Sartre und seine Lebenspartnerin Simone de Beauvoir den zumindest optischen Don Juan aus Afrika gerne an ihre legendären «Fiestas» im existenziellen Paris eingeladen. Seitdem Camus aber auch mit Theaterinszenierungen und hochphilosophischen Schriften auffiel, kam er dem Pariser Platzhirsch zunehmend ins Gehege. In Sartres Hausblatt *Les Temps Modernes* erschienen gehässige Kommentare, Camus betriebe mit seiner sonnen- und hirnverbrannten Ethik «mediterrane Folklore».

Die politische Rechte beäugte Camus ihrerseits mit Misstrauen, nachdem er die französischen Massaker in Sétif mit schätzungsweise 10 000 toten Algeriern wieder einmal als Einziger gezeißelt hatte. Dabei stand der streitbare, aber keineswegs Streit suchende Autor dem einsetzenden Unabhängigkeitskampf der algerischen Befreiungsfront FLN mit sehr gemischten Gefühlen gegenüber: Er, der dank der französischen Sprache und Literatur aus der nicht zuletzt geistigen Misere herausgefunden hatte, ertrug die Abspaltung der Heimerde von seinem inneren Mutterland Frankreich nicht. Sie zerriss seine Identität genauso wie sein Herz, während Sartre und die Kommunisten in Paris den FLN-Terror blind unterstützten. Camus verurteilte die Gewalt beider Seiten.

Damit hatte es der Unbeugsame mit allen Seiten verdorben – mit den Kolonialisten und den Algeriern, in Paris mit der Rechten und der Linken. Sogar sein Schweigen werde ihm angekreidet, meinte Camus, müde von der Revolte. Nur im fernen Schweden anerkannte

man seine komplexe, aber konstante und konsequente Haltung überraschend: 1957 erhielt Camus den Literaturnobelpreis. Mit dem Preisgeld erwarben er und Francine sich ein Haus im Provence-Dorf Lourmarin. Dort, an den nördlichen Gestaden des Mittelmeeres, fern von den Wirren in Algerien und Paris, fand er nochmals die Sonne des Midi und schrieb sein Leben in der dritten Person nieder.

### Ein Tod, wie seinem Werk entnommen

«Der erste Mensch», in einem Guss zu Papier gebracht und unvollendet geblieben, ist der ergreifende Bericht einer aussichtslosen Vater-suche, ein Roman voller Schmerz und Freude. Camus hatte seinen Vater im ersten Lebensjahr verloren; nun dachte er zurück an «die Kindheit, von der er nie heilte, an das Geheimnis des Lichts und an die warmherzige Armut, die ihm zu leben und alles zu meistern geholfen hatte». Er beschreibt, wie er mit seinen Freunden im Meer spielte, «wo der Glanz des Lichts diese jungen Körper mit einer Wonne füllte, die sie unaufhörlich schreien liess»; und auf den Flachdächern Algiers hielten sie körperlange Palmwedel in den scharfen Wind, bis der erste der Jungen umfiel.

Auf dem Grab seines Vaters hatte der Erzähler erkannt, dass es ohne Erinnerung keine Zukunft gibt; später fühlt er sich wie eine «einsame, ständig vibrierende Klinge, deren Los es war, auf einmal und unwiderruflich zu zerbrechen, so wie die reine Leidenschaft für das Leben plötzlich mit dem totalen Tod konfrontiert wird».

Camus schrieb diese Zeilen kurz vor dem 4. Januar 1960 in Lourmarin nieder. An diesem Tag fuhr er in einem von Michel Gallimard gesteuerten Wagen nach Paris. Zur Mittagszeit kam der starke Facel Vega im Burgund bei hoher Geschwindigkeit von der Route nationale ab und prallte frontal in eine Platane. Der 46-jährige Schriftsteller war auf der Stelle tot. Sein Leben endete so tragisch-abrupt, als wäre es seinem Werk entnommen. In seiner Handtasche fand sich absurderweise eine nicht benützte Eisenbahnfahrkarte. Und die 144 engbeschriebenen Manuskriptseiten des «Ersten Menschen».

Aus nie ganz geklärten Gründen, die viel aussagen über Camus' Stellung in Frankreich, erschien diese unvollendete Autobiografie erst drei Jahrzehnte später, im Jahr 1994. Mittlerweile hatten sich die Argumente seiner Gegner abgenutzt; das camussche Werk wurde und wird durch die verfllossene Zeit hingegen noch geadelt. Allerdings konnte der «nouveau philosophe» Bernard-Henri Lévy noch im Jahr 2000 eine lobhudelnde Sartre-Biografie herausbringen und Camus darin ungestraft als reaktionären Feigling hinstellen. Das war nun schon hochgradig absurd. Camus hatte im Zweiten Weltkrieg für die Résistance-Zeitschrift *Combat* geschrieben und biederte sich



Paradigmenwechsel: Camus mit Familie, 1945.

nie Philosophietrends an. Sartre kollaborierte bis 1944 gelegentlich sogar mit den deutschen Besatzern; später huldigte er Stalin und dann der Roten-Armee-Fraktion, was Lévy gerne übergeht.

### Zidanes Bruder

Diese Zurechtbiegung der Fakten durch Sartres Exegeten war aber so grotesk geworden, dass sie mittlerweile fast ihr Gegenteil bewirkte. In Paris sprangen konservative Politiker auf das Camus-Revival auf, und Staatspräsident Nicolas Sarkozy schlug 2009 vor, die

---

«Es kommt gar nicht in Frage, ihn auf irgendeine Weise zu mumifizieren.»

---

sterblichen Überreste des Nobelpreisträgers von Lourmarin in das republikanische Heldenmausoleum, das Pariser Panthéon, zu überführen. Der Nonsens trieb weitere Blüten: Wer für Sarkozy war, musste für Camus sein oder umgekehrt.

Dessen Sohn Jean erhob jedoch Einspruch: Der Vater habe sich politisch nie vereinnahmen lassen und hätte sich gegen solche offizielle Ehren zweifellos gestäubt; lieber bliebe er auf dem wunderbar einfachen Friedhof in Lourmarin neben seiner Gattin. Tochter Catherine, Camus' Nachlassverwalterin, meinte gegenüber der *Weltwoche* ebenfalls: «Es kommt gar nicht in Frage, ihn auf irgendeine Weise zu mumifizieren.» Sarkozy kam bis zu seinem Amtsende 2012 nicht mehr auf seinen Vorschlag zurück.

Die Camus-Zunft bereitete umso energischer den hundertsten Geburtstag des Schrift-

stellers im Jahr 2013 vor. Der Philosoph Michel Onfray veröffentlichte Anfang letzten Jahres einen Essay namens «L'ordre libertaire», in dem er den algerisch-französischen Dichter fast zu einem Anarchisten stilisiert und nebenbei eine herbe Frontalattacke gegen Sartre reitet. Letzterer habe Camus aus Berufsneid «zerstört, beleidigt, verachtet, erniedrigt, beschmutzt», ereifert sich Stardenkler Onfray, der sich mit seiner Zunft seit je gerne überwirft.

Onfray projiziert seine eigene Position auch sonst in sein Camus-Bild. Die Art, wie er Sartre vom Sockel stösst, ohne dass die Medien Einspruch erheben, zeugt aber von einem Umdenken, das geradezu einem Paradigmenwechsel in der französischen Philosophiegeschichte gleichkommt. Frankreich wird mit gnadenloser Klarheit vorgeführt, wie Sartre und Beauvoir die Rezension Camus' weit über seinen Tod hinaus prägten, als die eines Zweitklassphilosophen, der mit seiner simplen Sprache gerade gut sei zur Schullektüre.

Man kann nur staunen, wie lange das Land des «Esprit» sich in Camus – und in Sartre! – dermassen täuschen konnte. Auf jeden Fall scheint es nun, als wolle die Grande Nation vergangenes Unrecht gutmachen und ihrem Algerier endlich die gebührende Ehre zuteilwerden lassen. Zu seinem hundertsten Geburtstag wird auch der Eindruck eines von der Sinnleere gelähmten Denkers widerlegt; wie neu entdecken die Franzosen die Sinnlichkeit seiner Novellen und einer Sprache, die fast schon mit seinen zehn bevorzugten Worten auszukommen scheint: die Welt, der Schmerz, die Erde, die Mutter, die Menschen, die Wüste, die Ehre, das Elend, der Sommer, das Meer.

Und Algerien, liesse sich anfügen, wenn dieses Wort nicht schon die zehn anderen resümieren würde.

In Algerien, aber vor allem in Frankreich, sind Dutzende von Kolloquien und Ehrungen von Camus in Vorbereitung, dazu eine Comic-Ausgabe von «L'Etranger». Aix-en-Provence plant eine Gesamtschau, die noch heute vom Algerienkrieg überschattet wird: Der – für die Franzosen zu parteiische – Historiker Benjamin Stora wurde vermutlich auf Druck der französischen Pieds-noirs, der Algerienheimkehrer, als Chefkonservator kurzfristig abgesetzt. Nachfolger wurde der algerienpolitisch unbedarfte Onfray; doch als die Regierung in Paris aus Spargründen die Subvention für die Camus-Expo strich, stieg auch er aus dem «Narrenschiff», wie er das Projekt nannte, aus.

Marseille, Frankreichs Tor zu Algerien und EU-Kulturhauptstadt im Jahre 2013, gedenkt des mediterranen Schriftstellers mit passenderen Teilnehmern: Ein Fussballturnier zu Ehren des einstigen Hobbytorwarts Camus steht unter dem Patronat eines ehemaligen Marseiller Spielerstars, Zinédine Zidane – auch so ein unvergessener Exil-Algerier. ○

# Messis Trophäe heisst Mourinho

Am Zauberer des FC Barcelona verbrennen seine Feinde, aber auch die eigenen Stürmer. Lionel Messi hat im letzten Jahr 91 Tore geschossen – ein Schauspiel, das die Welt etwas verbessert. *Von Peter Hartmann*

Es war, bei allem Respekt, kein wirklich grosses Jahr für Lionel Messi; am 27. Mai erklärte ihn Fox Sports sogar für tot. Ein Twitter-Scherz, nach zehn Minuten aufgeklärt. Bloss die Copa del Rey, den spanischen Cup, hat er mit dem FC Barcelona als Trostpreis für die entgangene Champions League und den an Real verlorenen Meistertitel gewonnen. Und dennoch hat der Argentinier nie besser gespielt und mehr Tore erzielt, 91 im abgelaufenen Kalenderjahr, mehr als Gerd Müller und Zico und Pelé.

Das Erstaunliche an der Karriere des kleinen, grossen Zauberers, der als Wunderkind schon jeden Zählrahmen sprengte und jetzt in Zürich wieder zum Weltfussballer ausgerufen wird (jede andere Wahl wäre ein Witz): Parallel zu seinem Aufstieg, den er 2004 mit siebzehn Jahren begann, sind Verschleiss, Frustration und das Verschwinden sogenannter Starstürmer zu beobachten. Das System Messi gründet auf dem virtuosen Kombinationsfussball mit seinen Jugendfreunden aus dem Nachwuchsinternat La Masia, mit Xavi, Iniesta und Fabregas und ihren blinden Rollenwechseln. Messi ist der Fixstern, um den sich alles dreht, eine fiktive Nummer neuneinhalb. Kein torjagender Raubvogel, kein opportunistischer Abstauber, kein egoistischer Durchtanker, kein automatischer Terminal – aber er hat von allen etwas. Die klassischen Neuner, die Mittelstürmer, geraten mit ihm in Positionskonflikte.

Stürmer zu spielen neben dem Vollkommenen, ist wahrscheinlich das Schwierigste. Messi ist zu gut, an seiner Kernenergie verbrennen sie alle. Thierry Henry kapitulierte und ging zu Arsenal. Der Brasilianer Ronaldinho war für Messi zuerst ein älterer berühmter und bewunderter Bruder. Die beiden waren Nachbarn im Badeort Castelldefels und kickten gemeinsam am Strand, Messi durfte in der Kabine neben dem Star sitzen, bis Ronaldinho an seiner eigenen Rolle zu zweifeln begann, in den Nachtclubs herumhing und schliesslich die verlorene Identität bei der AC Milan wiederfand. Der Kameruner Eto'o entzog sich der Konkurrenzsituation mit Messi und wechselte zu Inter, im Tausch mit Ibrahimovic, dem 1,95-Meter-Alphatier aus dem Rosengård-Slum von Malmö, dessen Gangchef-Ego bereits nach einer Saison im Schatten Messis unbehandelbar verletzt war. David Villa, der Mittelstürmer der spanischen Europameister und Weltmeister, ist bei Barça nur noch Ersatzmann, wie der Chilene Sánchez, ein 35-Millionen-Einkauf.

Und Messi, der Peter Pan im Barcelona-Neverland, trägt jetzt einen Fünftagebart und schneidet die Haare kürzer und schaut trotzdem noch

viel jünger aus als seine 25 Jahre, hat als wichtigstes Ereignis dieses Jahres die Geburt seines kleinen Sohnes Thiago am 2. November bezeichnet. Aber hätte er geglaubt, dass er in den vergangenen zwölf Monaten unter drei verschiedenen Trainern spielen würde? Zuerst verabschiedete sich im Sommer der bewunderte, von einer Sinnkrise angekränkelte Pep Guardiola, der 2012 weder die Champions League noch die spanische Liga erobern konnte, in ein Sabbatical. Sein bisheriger Assistenztrainer Francesc «Tito» Vilanova legte, sportlich gesehen, einen fabelhaften Blitzstart hin, ehe die Ärzte bei einer Routinekontrolle einen Rückfall seiner Speicheldrüsenkrebserkrankung feststellten. Für ihn leitet Jordi Roura, der Assistent des Assistenten, mit unerschütterlicher Kontinuität die Trainingsarbeit.

## Das Stadion Camp Nou erstarrt

Sechzehn Punkte liegt Barcelona schon vor dem Erzrivalen Real Madrid dank dem Serienfeuer Messis, der im November und Dezember acht Dubletten und eine Triplette verbuchte. Reals intriganter, von seiner Grossartigkeit überzeugter Trainer José Mourinho steckt im Selbsterklärungsnotstand – er ist vielleicht Messis wahre Trophäe des Jahres 2012.

Mit dieser unwiderstehlichen Kaskade von Toren wollte Messi, wie er sagte, auch sein Versager-Trauma aus dem Halbfinal-Rückspiel in der Champions League gegen Chelsea im April

überwinden: Er hatte einen Penalty verschossen und einmal nur den Pfosten getroffen. Aber die wahre Schreckensszene erlebte die Fussballwelt, als «La Pulga», der Floh, schmerzverzerrt am Boden hingestreckt lag, umgehauen von einem brasilianischen Torhüterriesen namens Artur Moraes, fünf Minuten vor Schluss eines bedeutungslosen Spiels am vergangenen 5. Dezember gegen Benfica Lissabon. Messi, der nie simuliert, wird von den Samaritern auf die elektrische Ambulanz gebettet. Das Stadion Camp Nou erstarrt.

Dass der Magier einen folgenschweren Unfall erleiden, dass er nie mehr mit der gleichen Leichtfüssigkeit sein Spielzeug in die Netze zaubern würde, überhaupt schon der Gedanke, es könnte einmal vorbei sein mit diesem Schauspiel, das ein bisschen die Welt verbessert – nicht auszuhalten. Schon vier Jahre und neun Monate lang hat er wie ein Schlafwandler alle Attacken und Fallen ausgetänzelt. Die Angst um Messi dauerte eine Nacht lang, dann die Entwarnung: nur eine Knieprellung. Als Teenager wurde er mit Wachstumshormonen hochgepöppelt, als Erwachsener scheint er unverwundbar wie Achill. Als es ihn letztmals erwischte mit zertrümmertem Jochbein, begann er den spanischen Cupfinal mit einem Gesichtsschutz, beklagte sich aber beim Arzt, er sehe den Ball nicht mehr, legte die Maske ab und schoss gleich zwei Tore. ○



Der Fixstern, um den sich alles dreht: Fussballstar Messi.

# «Beendet dieses Misstrauen!»

Wjatscheslaw Fetisow ist eine Legende des russischen Eishockeys und einer der besten Spieler aller Zeiten. Er verteidigt Präsident Putin und findet, dass der Westen sein Land überhaupt nicht versteht.

Von Roger Köppel, Klaus Zaugg und Mirko Ries (Bild)

Herr Fetisow, Sie sind einer der grössten Hockeyspieler aller Zeiten, mehrfacher Olympiasieger, Weltmeister und Stanley-Cup-Gewinner, eine Legende. Sie waren Russlands Sportminister, und zurzeit sind Sie Gouverneur von Wladiwostok. Deshalb erlauben wir uns eine politische Frage zum Anfang. Ist der im Westen umjubelte sowjetische Reformler Michail Gorbatschow für Sie ein Held oder ein Versager?

Ich habe meine Uniform als Major der sowjetischen Armee stets mit Stolz getragen. Ich konnte einst zu meinen Freunden in die Ukraine oder nach Kasachstan fahren. Das geht so jetzt nicht mehr, weil es unabhängige Staaten sind. Die Grenzkontrollen irritieren mich...

Sie haben die Frage nicht beantwortet.

Nun, ich habe Michail Gorbatschow kürzlich in Moskau getroffen. Er war bei der gleichen Radiostation zum Interview eingeladen wie ich. Wir haben zusammen ein wenig geplaudert, und ich habe schliesslich gesagt: «Herr Präsident, Sie haben unser Land ruiniert.» Darauf hat er nichts mehr gesagt.

Dann muss Wladimir Putin für Sie ein Held sein. Er ist daran, die Grösse Russlands wieder aufzurichten.

In der Tat.

Warum bewundern Sie ihn?

Weil es so ungeheuer schwierig ist, unser riesiges Land weiterzubringen, und weil ich die Fortschritte sehe, die wir unter Putin machen. Ich reise viel in diesem Land herum und habe eine Ahnung davon, wie schwierig es ist, Fortschritte zu erzielen. Wenn ich nach Griechenland, Italien oder Spanien blicke, verwundert mich immer wieder, dass die Europäer von unseren Problemen reden. Wir haben bei uns keine griechischen Verhältnisse.

Können Sie verstehen, dass die Europäer ein gewisses Misstrauen gegen Putins Russland haben?

Nein, das kann ich nicht. Ihr versteht uns Russen einfach nicht. Beendet dieses Misstrauen! Ihr denkt immer an Iwan den Schrecklichen, Lenin oder Stalin. Wir sind friedlich und wollen mit Europa wirtschaftliche Beziehungen pflegen. Russland bietet einen riesigen Markt. Aber ich spüre das grosse Misstrauen, ja, ich fühle mich sehr oft wegen meiner Herkunft dis-

kriminieren. Hier in Europa und in Nordamerika.

Viele empfinden den neuen Patriotismus unter Wladimir Putin als etwas Bedrohliches.

Nein. Patriotismus ist etwas sehr Wichtiges. Viele Länder sind schwach, weil die Leute den Patriotismus vergessen haben.

In der EU gilt Patriotismus weithin als Teufelszeug. Man spricht von «postnationalen Nationen».

Das ist vielleicht euer Problem. Ich reise viel herum und diskutiere an Universitäten mit den Studentinnen und Studenten. Ich will wissen, warum sie auf die Strasse gehen und unzufrieden sind. Ich versuche, meine Erfahrungen weiterzugeben und aufzuzeigen, dass es ohne persönliche Anstrengung keinen Erfolg, keinen Fortschritt gibt. Und wissen Sie, was ich als grosses Problem sehe?

Nein.

Fehlenden Patriotismus. Im Sport kann ich nur erfolgreich sein, wenn ich meinen Sport liebe und mit Leidenschaft betreibe. Ich kann nur ein Land aufbauen, wenn ich dieses

---

«Ich habe Gorbatschow gesagt:  
«Herr Präsident, Sie haben unser  
Land ruiniert.»»

---

Land liebe. Wenn ich seine Geschichte verstehe. Sicher haben wir Russen auch Fehler gemacht. In der Vergangenheit ist unsere Geschichte wohl fünfmal umgeschrieben worden.

Die Studentinnen und Studenten verstehen Ihre Botschaft?

Ja.

Sie können nicht leugnen, dass Russland, dass die Sowjetunion als aggressive Macht auftrat.

Aggressiv gegen wen? Wer ist denn in unser Land eingefallen? Die Tartaren, Napoleon, die Deutschen.

Der Prozess gegen Pussy Riot hat das russische Image im Ausland nicht gerade gefördert. Wollen Sie ernsthaft behaupten, dass Sie in einem Rechtsstaat leben?

Die russisch-orthodoxe Kirche ist in der Vergangenheit oft brutal unterdrückt worden durch die Kommunisten. Ich kann verstehen, dass wir heute Gesetze haben, welche Kirchen und die Religion schützen. Die Frauenband hätte ihre Polit-Propaganda

doch nicht in einer Kirche machen müssen. Und: Auch in der Schweiz können Meinungsäusserungen zu Strafen und Gefängnis führen. Sie haben ein Antirassismugesetz. In einem Punkt aber gebe ich Ihnen recht: Wir schaffen es nicht, die russische Position sympathisch und einleuchtend zu vermitteln. Wir haben ein Kommunikationsproblem.

Jemand hat einmal gesagt, Russen seien melancholische Italiener.

Melancholisch? Ach was. Der Vergleich mit den Italienern ist hingegen nicht schlecht: Wir mögen italienische Mode, italienisches Essen. Ihr müsst nur eure Vorurteile ablegen und uns zuhören. Dann versteht ihr, was wir wollen.

Wir möchten noch einmal auf die eingangs gestellte Frage zurückkommen. Ohne Michail Gorbatschow, den Sie so heftig kritisieren, wären Sie nie nach Amerika gekommen und nie Stanley-Cup-Sieger geworden. Sie verdanken ihm viel.

Ich wollte gar nie nach Amerika.

Wie bitte? Sie waren doch ein Rebell und haben sich gegen Ihren damaligen Trainer Wiktor Tichonow aufgelehnt, den berühmten Teamchef der sowjetischen Nationalmannschaft.

Ja, ich habe mich aufgelehnt, aber nicht, weil ich nach Amerika wollte. Wir spielten mit ZSKA Moskau jeweils Vergleichspartien gegen NHL-Teams. In New Jersey traf ich mich mit General Manager Lou Lamoriello. Er bot mir einen Vertrag an, zeigte mir das Foto des Hauses, das ich mit meiner Familie bewohnen sollte, und legte den Schlüssel für den Mercedes auf den Tisch: «Unterschreibe und bleib hier.» Ich sagte: «Nein, es wäre illegal, und es ist nicht möglich.» Er sagte: «Es könnte bald möglich werden.» Ende der Saison 1987/1988 hat man mir eröffnet, dass ich ab sofort in der NHL spielen werde.

Waren Sie nicht begeistert?

Im Gegenteil. Ich lehnte ab. Ich hätte für tausend Dollar im Monat spielen sollen. Mir war sofort klar: Die Sowjet-Funktionäre wollten auf meine Kosten ein Geschäft machen, indem sie das Transfergeld und den grössten Teil meines Lohnes einkassierten. Ich sagte: «Das ist Sklavenhandel.» Ich würde in die NHL gehen, aber nur, wenn ich hundert Prozent meines Vertrages ausbezahlt bekäme. Man beschied mir, das sei unmöglich. Kein Russe dürfe im Ausland

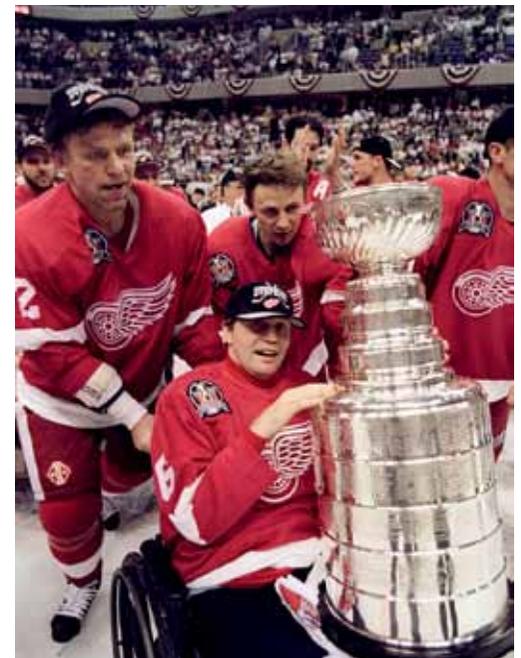


«Ich kann nur ein Land aufbauen, wenn ich dieses Land liebe»: Politiker und Hockey-Idol Fetisow in Zürich.

Fetisow wurde am 20. April 1958 in Moskau in ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater hatte im Krieg gekämpft. Man lebte in einer Art Baracke. Im Eishockey durchlief Fetisow, ein sportliches Universaltalent, eine bemerkenswerte Karriere. Der 1,85 Meter grosse Verteidiger war zweimal Olympiasieger, siebenmal Weltmeister und gewann zweimal den Stanley Cup mit Detroit. Mit ZSKA Moskau gewann er ausserdem siebzehn Landesmeisterschaften. 1989 wechselte er als erster Spieler der UdSSR offiziell in die nordamerikanische Profiligena NHL. 1997 entging Fetisow bei einem Autounfall knapp dem Tod. Sein Teamkollege Wladimir Konstantinow und der Betreuer Sergei Mnazakanow blieben schwerbehindert. 2002 berief Präsident Putin Fetisow zum Sportminister. In dieser Funktion, die er sechs Jahre lang ausübte, war er für die erfolgreiche Bewerbung um die Olympischen Winterspiele 2014 mitverantwortlich. Nach seinem Rücktritt wurde er 2008 zum Vertreter der Pazifik-Region Primorje im Föderationsrat gewählt und 2011 im Amt bestätigt. Fetisow ist auch Mitglied des Europarats in Strassburg. (WW)

schliesslich drei Millionen Dollar zusammengebracht und eine Stiftung gegründet. So hat er wenigstens etwas Geld. Aber er hat alles verloren. Es geht ihm nicht gut. Er lebt in Detroit und muss gepflegt werden. Er hat kein Kurzzeitgedächtnis mehr.

**Sie haben unter Wiktor Tichonow und Scotty Bowman gespielt. Den grössten Coachs des Ostens und des Westens.**



**Tragik:** Fetisow, Konstantinow (Rollstuhl).

**Sie sind mit den Detroit Red Wings zweimal Stanley-Cup-Sieger geworden. Aber dabei haben Sie auch einen schrecklichen Unfall überlebt.**

Es war mehr als ein Unfall. Es war ein Mordanschlag. Wir waren in einer Limousine auf dem Weg zu einem offiziellen Termin. Ich bin heute sicher: Der Chauffeur wollte uns umbringen.

**Warum denn das?**

Der Chauffeur war ein völlig kaputter, durchgeknallter Typ. Er wollte durch diesen Unfall berühmt werden. Er war neidisch auf uns. Ich sehe heute noch alles glasklar. Wir sind mit der Limousine nicht in einen Baum geprallt, weil der Fahrer die Herrschaft über das Auto verloren hatte. Sondern weil er das Auto unter Kontrolle gehalten und absichtlich in den Baum gesteuert hatte. Sonst wäre es unmöglich gewesen, davor über den Bordstein zu fahren. Ich hatte riesiges Glück und bin mit leichten Verletzungen davongekommen.

**Wladimir Konstantinow, damals der beste Verteidiger der Welt, hatte weniger Glück. Er erlitt schwerste Kopfverletzungen und erwachte erst Monate später aus dem Koma. Er ist heute noch schwerstbehindert.**

Die Detroit Red Wings haben sich in seinem Fall so schäbig verhalten, dass ich heute mit dieser Organisation nichts mehr zu tun haben will. Wir waren in offizieller Mission in einer Limousine unterwegs, die von den Red Wings gemietet worden war. Trotzdem haben sie jede Verantwortung abgelehnt. Wir sind für Konstantinow vor Gericht gegangen, aber wir haben verloren. Die Versicherung hat die Kosten für die medizinische Behandlung übernommen. Aber die Red Wings kümmern sich überhaupt nicht mehr um Konstantinow. Wir Spieler haben



**Held der Sowjetunion:** als Team-Captain, 1983.

mehr als tausend Dollar verdienen, auch der Botschafter in Washington nicht. Ich weigerte mich auch, in zehn Prozent und schliesslich fünfzig Prozent des Vertrages einzuwilligen. Sie haben dann den Spieler Sergej Prijachin nach Calgary transferiert, und er hat dort für tausend Dollar gespielt.

**Schliesslich landeten Sie aber trotzdem in New Jersey.**

Weil ich mich weigerte, zu den vorgegebenen Bedingungen in die NHL zu wechseln, bin ich bedroht und schikaniert worden. Ich verlangte als Major der Roten Armee eine Aussprache mit dem damaligen Verteidigungsminister Dmitri Jasow. Man hat mich für grössenwahnsinnig gehalten. Aber das Treffen kam in seinem riesigen Büro doch zustande. Er versprach mir erst Beförderung und Privilegien. Als ich nicht einlenkte, stauchte er mich fürchterlich zusammen, um mich mit der Drohung zu entlassen, er würde mich nach Sibirien verbannen. Ich durfte drei Monate lang nicht mehr mit ZSKA trainieren und spielen. Da hat sich eine Gruppe von Spielern um Slawa Bykow, Igor Larionow und Andrei Chomutow für mich starkgemacht. Sie haben öffentlich gedroht, dass sie ohne mich nicht zur WM nach Stockholm fahren würden. Das hat gewirkt. Ich durfte in die Mannschaft zurückkehren, und wir wurden Weltmeister.

**Der Widerstand wirkte.**

Ja, schliesslich wechselte ich nach der Saison 1988/89 in die NHL. Zu meinen Bedingungen. Ich war der erste Russe, der ganz offiziell ein Arbeitsvisum für die USA erhalten hatte. Dafür bin ich vom KGB und von der CIA überwacht worden.

**Wie kamen Sie in Amerika zurecht?**

Der Anfang war schwierig. Alle in der Kabine hassten mich. Es war diese Diskriminierung aufgrund meiner Herkunft, von der wir schon gesprochen haben. Es verletzt mich, wenn ich wegen meiner Herkunft benachteiligt werde. Wir Russen haben Europa befreit und ungeheure Leiden auf uns genommen. Während ihr schon wieder wunderbar gelebt habt, litten wir immer noch. Aber ich habe kämpfen gelernt. Ich war vielleicht fünf oder sechs Jahre alt. Wir lebten in einem Vorort von Moskau in einer Baracke ohne fließendes Wasser. Im Winter hatte ich wegen der Mandeln immer sehr starkes Halsweh. Meine Mutter hatte mich, so gut es ging, mit Mütze und allen möglichen wärmenden Kleidern ins Bett gelegt. In der Nacht bekam ich wegen Atemnot Panik und hatte Durst. Ich bin im Dunkeln aufgestanden und zum Wasserbecken gelaufen. Als ich trinken wollte, habe ich festgestellt, dass das Wasser gefroren war, und ich habe das Eis abgeleckt.

Tichonow ist ein Produkt des Sowjetsystems. Er hat keinerlei menschliche Regungen zugelassen. Als ich Sportminister war, haben wir zu seinem 75. Geburtstag eine Feier organisiert. Es hat mir zu denken gegeben, dass ich bei dieser Feier der einzige Spieler war. Scotty Bowman hat mich durch seine Menschlichkeit tief beeindruckt. Als Coach war er unerbittlich. Aber nicht als Mensch. Nach unserem Unfall in Detroit ist er nicht nach Hause gefahren. Ich glaube, seine Familie lebte in Buffalo. Er ist in Detroit geblieben und hat jeden Tag im Spital bei Konstantinow vorbeigeschaut. Er hat Detroit erst verlassen, als Konstantinow aus dem Koma erwacht ist.

**Sie sind nach dreizehn Jahren wieder nach Russland zurückgekehrt und schliesslich Sportminister unter Putin geworden.**

Nach den Olympischen Spielen in Salt Lake City hat mich Präsident Wladimir Putin angerufen und mir den Posten angeboten. Meine Frau war schockiert. Nach kurzer Bedenkzeit nahm ich an.

**Wie ist Ihr Verhältnis zu Präsident Putin?**

Wie meinen Sie das?

**Na ja, ist er ein Freund?**

Machen Sie Scherze? Mein Freund? Er ist der Präsident unseres Landes!

**Was haben Sie als Sportminister erreicht?**

Es war eine riesige Herausforderung. Als ich mein Amt antrat, hatten wir gerade noch 60 Millionen Dollar zur Verfügung. Es ist uns gelungen, dieses Budget auf 1,3 Milliarden Dollar im Jahr zu erhöhen und 2006 ein Programm in der Höhe von 4 Milliarden Dollar für den Bau von Sportstätten aufzulegen. In meiner Zeit als Sportminister haben wir beispielsweise zwischen 2002 und 2008 eine Vielzahl neuer Eishallen gebaut. Wir haben die Olym-

pischen Spiele 2014 nach Sotschi geholt. Die Strukturen unseres Sports sind heute besser als zu den Zeiten der Sowjetunion.

**Ihr Charisma als Eishockeylegende hatte Ihnen ermöglicht, viel zu verändern.**

Ich möchte der Gesellschaft etwas zurückgeben und die Kinder retten, die den Drogen und dem Alkohol verfallen. Sport ist dafür das beste Mittel. Ich wollte beispielsweise ein absolutes, landesweites Alkoholverbot für Jugendliche unter zwanzig Jahren. Ich kam nicht durch. So ist das halt. Aber jemand wird diese Idee aufnehmen und einmal durchbringen. Weil es ganz einfach notwendig ist.

**Warum haben Sie 2008 das Amt wieder aufgegeben?**

Weil der neue Präsident neue Leute wollte. Sie sind im Januar 2012 im Rahmen einer Medienkonferenz während des All-Star-Spiels in der russischen Profiligena KHL völlig überraschend von allen Ämtern im Hockey zurückgetreten. Auch als KHL-Vizepräsident. Wir haben das live miterlebt, und Ihre Show war schon beeindruckend.

Ich bin, wie ich bin. Wenn mir etwas nicht passt, dann scheue ich mich nicht, zu sagen, was ich denke, und die Konsequenzen zu ziehen.

**Was hat Ihr Missfallen in der KHL erregt?**

Ich bin auf niemanden wütend. Ich wollte einfach voranschreiten im Leben und etwas anderes machen.

**Sind Sie nun gar nicht mehr im Eishockey tätig?**

O doch. Wir sind daran, die Nachwuchs-KHL aufzubauen. Eine landesweite Juniorenliga. Das ist bitter nötig. Wir haben einmal untersucht, welche Folgen es hat, wenn unsere besten Junioren in die nordamerikanischen Juniorenligen abwandern. Wir haben zu-

rückverfolgt, was aus 129 unserer Junioren geworden ist, die nach Nordamerika gegangen sind. Was glauben Sie, wie viele von diesen 129 sind jetzt noch im Eishockey?

**Schwierig zu sagen. Dreissig bis vierzig vielleicht.**

Drei. Drei! Alle anderen sind dem Eishockey verlorengegangen. Sie arbeiten jetzt irgendwo in einer Autowerkstatt oder einem McDonald's. Die Jungen sind einfach für einen Wechsel nach Nordamerika zu wenig vorbereitet und der Herausforderung weder mental noch körperlich gewachsen. Deshalb ist es wichtig, dass wir die Spieler hier bei uns ausbilden.

**Warum ist eigentlich der lange in Freiburg tätige Slawa Bykow als Nationaltrainer entlassen worden, und warum hat er in Ufa keinen neuen Vertrag mehr bekommen? Er hat immerhin in fünf Jahren zweimal den WM-Titel gewonnen und ist mit Ufa Meister geworden.**

Die Verhältnisse in Ufa kenne ich nicht und kann deshalb diese Frage nicht beantworten. Als Nationaltrainer wollte er mehr sein als nur Coach und hat den Spielern auch neben dem Eis zu viele Freiheiten gewährt.

**Sie sind jetzt als Gouverneur von Wladiwostok vor allem Politiker. Wie um alles in der Welt sind Sie Gouverneur von Wladiwostok geworden?**

Weil diese Region durch die Nähe zum Wirtschaftsraum Asien ein riesiges Potenzial hat.

**Aber Sie leben immer noch in Moskau?**

Ja, ich lebe nach wie vor in Moskau und reise für die Amtsgeschäfte nach Wladiwostok.

**Mit der Transsibirischen Eisenbahn?**

Nein, ich bin noch nie mit der Transsibirischen Eisenbahn gefahren.

**Die Reise können wir Ihnen sehr empfehlen, in beide Richtungen.**

Dann habe ich ja noch ein Erlebnis vor mir.

**Wissen Sie überhaupt, was in Wladiwostok läuft, wenn Sie nicht dort leben?**

Ja, das weiss ich, und ich kann in Moskau sehr viel für diese Region tun. Ich bin vom Stimmvolk mit einem überwältigenden Resultat im Amt bestätigt worden.

**Was ist für Sie als grosser Champion die wichtigste Erkenntnis aus dem Sport für das Leben?**

Wenn du ganz oben auf dem Podium stehst, dann geht es auf allen Seiten abwärts. Jene, die neben dir auf dem Podest stehen, hassen dich, weil sie nicht ganz oben sein können, und jene, die es nicht aufs Podest geschafft haben, würden dich am liebsten umbringen. Und wenn du einmal ganz oben angekommen bist, kostet es dich hundertmal mehr körperliche und tausendmal mehr mentale Kraft, den Platz oben zu behalten, als es dich überhaupt gekostet hat, nach oben zu kommen. ○



«Mein Freund? Machen Sie Scherze?»: Fetisow im Februar 2012 mit Präsident Putin (rechts).



*Zurück bis in die Steinzeit:* Fotografie der Zürcherin Marie-Louise Cadosch.



## Der Pferdefuss

Von Daniele Muscionico

**W**ann ist ein Mensch ein Mensch? Wenn er die Führung übernimmt? Sich an die Spitze der Mehrheitsmeute stellt? Wenn er Zähne zeigt, Haare auf den Zähnen hat? Und wieder anderswo keine hat, weil er sich vom Tier unterscheiden soll? Wann ist ein Mensch ein Mensch?

Solche und andere Fragen können sich vor dem Bild von Marie-Louise Cadosch stellen. Es ist das Kalenderbild zum Januar. Denn – ja, genau: Man hat sich satt gegessen und mau getrunken nach den Fest- und Feiertagen. Und doch gibt es da einen Pferdefuss. Man erinnert sich, dass man sich erinnern sollte, an den neuen Anfang im neuen Jahr, an fantastische Pläne, fabelhafte Hoffnungen, diese Butter aufs tägliche Brot, das wir nicht essen, weil da Kuchen steht.

Und wie steht es mit diesem Bild? Hat dieses Magazin eine redaktionelle Seite an ein Haarwuchsmittel verschertbelt? Oder ist die Foto eine Affiche für Pablo Kümin, unseren international auffälligen Haar-Dresseur des Jahres 2012, der aus Haaren, echt und falsch, Kleider spinnt und nadelt?

Eine Frage istangebracht: Was geht in dem schönen Tier vor? In dem mit vier Beinen, wohlgemerkt, stark und elegant. Anders als die Ästchen der Twiggy, des Zweihufers mit Rehblick und Urzeituniform. Die Beziehung Mensch/Pferd ist eine alte und reicht zurück bis in die Steinzeit, aber darum geht es nicht. Es geht darum, dass Tiere keine Wirkung suchen, dass sie nicht gefallen müssen – und darum in jedem Fall schön sind. Wie arm dagegen der nackte Affe Mensch! Ihn muss man täglich kraulen, karessieren, kleiden, küssen, und verbeisst er sich nicht in eine Karriere, kann so ein Mensch im Alter ein richtiges Biest sein.

Und was ist mit dem Pferdefuss, dem Aber im Karriere-Parcours? Doch wieso 2013 grübelnd beginnen und nicht im frohen Galopp? Folge man dem Beispiel einer Schau, die behauptet, die grösste Werkschau der Schweizer Fotografie zu sein. Marie-Louise Cadoschs Bilder sind dort zu sehen. Und weil ein Bild noch keinen Frühling macht, aber doch etwas hermacht; weil das Warten auf den Frühling dauert und in jedem Anfang ein Zauber innewohnt, ist besser als ein Bild: viele Bilder! Die Werkschau Photo 13 ist ein Weckamin im Winter. Pferde werden dort keine Runden drehen. Wichtig wiehern werden die Menschen.

**Photo 13:** Maag-Halle Zürich, 4. bis 8. Januar. Werkschau, Sonderausstellungen und Gesprächsrunden mit Magnum-Fotograf Steve McCurry, mit Bruce Gilden, Fred Meyer, Alberto Venzago u.a.

## Belletristik

- 1 **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 2 **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 3 **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabetahaus (DTV)
- 4 **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (DTV)
- 5 **Donna Leon:** Reiches Erbe (*Diogenes*)
- 6 **Paulo Coelho:** Aleph (*Diogenes*)
- 7 **Ken Follett:** Winter der Welt (*Bastei Lübbe*)
- 8 **Joanne K. Rowling:** Ein plötzlicher Todesfall (*Carlsen*)
- 9 **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (Deuticke)
- 10 **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (DTV)

## Sachbücher

- 1 **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 2 **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 3 **Guinness World Records 2013** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 4 **André Häfliger, Georges Wüthrich:** Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 5 **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 6 **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 7 **Peter von Matt:** Das Kalb vor der Gotthardpost (*Hanser*)
- 8 **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 9 **Gian D. Borasio:** Über das Sterben (*C. H. Beck*)
- 10 **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (*Riva*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Luxusklaviere

Im Dezember eröffnete die Wettbewerbskommission ein Verfahren gegen den Klavierhersteller Steinway & Sons. Auslöser war ein Grossauftrag der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), die wegen des Umzugs in neue Räumlichkeiten 23 Steinway-Flügel für insgesamt über zwei Millionen Franken erwirbt. Durch Gebietsabsprachen der Händler soll Steinway den Wettbewerb behindern, so der Verdacht. Was aber mehr erstaunt: Steinway ist der Bentley unter den Flügeln, er ist wesentlich teurer als die meisten vergleichbaren Instrumente anderer Marken. Weshalb brauchen angehende Klavierlehrer so viele dieser Luxusinstrumente? Die Antwort ist einfach: Wie bei Luxusautos geht es in erster Linie ums Prestige. Nur: Prestigeträchtige Instrumente machen noch lange keine Meisterpianisten. (rb)

## Diktatoren

# Der Herbst des Patriarchen

**Caudillos wie Fidel Castro gab es viele in Lateinamerika. Einzigartig ist, wie Castro die Welt jahrzehntelang begeistern und narren konnte. Eine neue Biografie geht dem Phänomen auf den Grund. Von Alex Baur**

Darf man Fidel Castro mit Adolf Hitler vergleichen? Selbstverständlich, sofern man bereit ist, damit die eigene Glaubwürdigkeit zu zerstören. Nazi-Vergleiche wirken stets überdreht, und man wird (zu Recht) einwenden, dass es in kubanischen Arbeitslagern nie Gaskammern gab. Das behauptet Carlos Widmann in seiner Castro-Biografie auch nicht. Der in Argentinien geborene, mehrfach preisgekrönte ehemalige *Spiegel*-Reporter stellt lediglich den politischen Werdegang des Máximo Líder jenem des Führers gegenüber. Und in diesem Punkt ähneln sich die beiden Diktatoren aus dem letzten Jahrhundert tatsächlich wie eineiige Zwillinge.

Beide begannen ihre Karriere in einer Epoche des politischen Chaos als wortgewaltige Anführer einer Horde von Desperados; ein wahnwitziger Überfall brachte sie beide ins Gefängnis; beide nutzten ihren Prozess, der ihnen mit einem Schlag zu nationaler Bekanntheit verhalf, zu Propagandazwecken; beide fanden erstaunlich milde Richter und wurden nach wenigen Jahren begnadigt; beide schrieben in ihrer Zelle, wo sie eine Vorzugsbehandlung genossen, ihre politischen Visionen nieder, auf die sie später ihren Führerkult aufbauten: «Mein Kampf» der eine, «La historia me absolverá» der andere.

«Die Geschichte wird mich freisprechen» – Castros Leitmotiv findet sich fast wörtlich in Hitlers Verteidigungsrede vor dem Volksgericht in München. Widmann bezweifelt allerdings, dass Castro den Österreicher bewusst zitierte. Denn dieser sei für ihn «ein kolossaler Verlierer und schon deshalb kein Vorbild» gewesen. Hier liegt der grosse Unterschied. Castro hat zwar gnadenlos jeden (vor allem auch in den eigenen Reihen) eliminiert, der ihm im Wege stand; doch er hat dabei nie mehr Gewalt angewendet, als zur Erhaltung seiner Macht nötig war. Sein Regime erwies sich denn auch als bedeutend langlebiger, und es fand vor allem im Ausland eine ausgesprochen treue Anhängerschaft.

Vielleser Castro hatte sich in jungen Jahren mit seinen Zeitgenossen – Mussolini, Stalin, Franco, Trujillo, Perón – nachweislich intensiv auseinandergesetzt. Vor allem Mussolini schien es ihm angetan zu haben, wie aus frühen Korrespondenzen hervorgeht. Bevor er in den Regierungspalast von Havanna einzog, war Castro ein erklärter Gegner des Kommunismus. Dafür gab es praktische Gründe. Mit sozialistischen Parolen hätte er damals, im

Kalten Krieg, kaum Anhänger gefunden. Vor allem aber war die Kommunistische Partei Kubas während Jahrzehnten ein verlässlicher Partner von Castros Vorgänger gewesen: Fulgencio Batista.

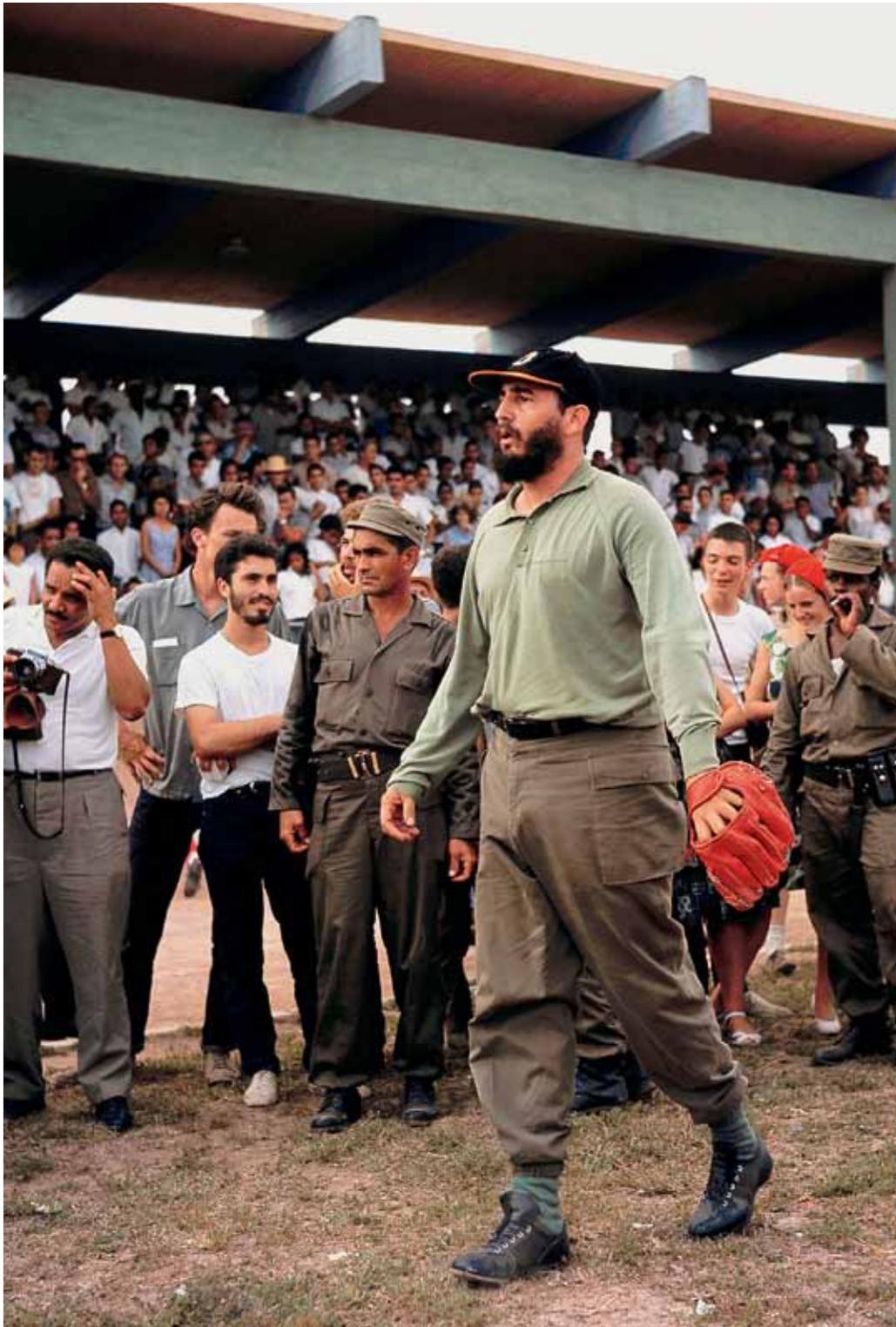
Dazu ein paar Fakten. Batista, ein Mulatte aus einfachen Verhältnissen, rekrutierte seine Anhänger vor allem in der Unterschicht. Er galt als Vater der linksliberalen Verfassung von 1940 und war damals durch reguläre Wahlen an die Macht gekommen, die er vier Jahre später ordnungsgemäss wieder abtrat. Erst 1952, als Batista nach einem unblutigen Putsch erneut in den Präsidentenpalast gespült wurde, entwickelte er diktatorische Züge und liess sich durch fragwürdige Wahlen legitimieren.

### Kampf ums Überleben

Die Homepage von Castro, Sohn eines spanischstämmigen Grossgrundbesitzers, war dagegen die im vorrevolutionären Kuba relativ breite Mittel- und Oberschicht. Mit dem Batista-Regime war er über seine erste Gattin familiär verbandelt. Batista hatte den beiden sogar die Flitterwochen gesponsert (eine Reise nach New York und Miami). Offizielles Ziel der Guerilla, die Batista 1959 stürzte, war die Wiederherstellung der Verfassung von 1940. Der weitere Gang der Geschichte darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Kubaner warten bis heute auf die versprochene Demokratie.

Fidel Castro ist einer von vielen Caudillos, die Lateinamerika über die Jahrhunderte hervorgebracht hat. Er ist auch nicht der einzige, der Spitäler und Schulen bauen liess. Einzigartig ist hingegen, wie er es über ein halbes Jahrhundert lang schaffte, rund um den Erdball ganze Generationen für sich einzunehmen und zu narren. Dabei stand die kubanische Revolution von Anfang an in einem krassen Widerspruch zu sämtlichen Zielen, die sie sich auf die Fahnen geschrieben hatte. Che Guevara, der angetreten war, um in Kuba das Geld abzuschaffen und schliesslich als Konterfei auf Banknoten und Münzen endete, steht sinnbildlich für die kubanische Mythologie.

Nicht nur Dissidenten werden auf Kuba gnadenlos verfolgt und in Lager gesteckt; bis in die 1970er Jahre erlitten Schwule und Lesben dasselbe Schicksal. Während Parteibonzen im Luxus schwelgen, kämpft die breite Bevölkerung um das nackte Überleben. Das vielgelobte Gesundheitssystem befindet sich längst in einem selbst für lateinamerikanische Verhältnisse katastrophalen Zustand. Das Ein-



**Weltmeister im Produzieren von Mythen:** Castro 1964 bei einem Baseball-Spiel in Mexico City.

zige, was auf Kuba wirklich blüht, sind Korruption, Nepotismus und die Prostitution. Doch an Castros Image scheint jede Realität abzuperlen wie Wasser an einer Teflonpfanne.

### Der Diktator und der Dichter

Die Latinos sind Weltmeister im Produzieren von Mythen. Ob Telenovela oder Weltliteratur, Evo oder Evita – im Zweifel liessen sie sich von der Realität nie beirren. Widmann beschreibt detailliert, wie Fidel Castro nach dem Ende der Sowjetunion den «Magier» und Dichter Gabriel García Márquez vorübergehend zu seinem vielleicht wichtigsten Verbündeten

machte. Die Freundschaft zwischen den beiden war allerdings stets von einer eigentümlichen Ambivalenz geprägt. Immerhin nahm «Gabo» in seinem Roman «Der Herbst des Patriarchen» den Zerfall der kubanischen Diktatur in klausulierter, aber geradezu prophetischer Weise vorweg. Die Lateinamerikaner sind halt nicht nur gnadenlos im Erfinden von Mythen – sondern auch bei der lustvollen Zerstörung derselben.

Carlos Widmann: Das letzte Buch über Fidel Castro. Hanser, München 2012

## Jazz

# Swing is back: Die Big Band lebt

Von Peter Rüedi

**B**ig Bands umgibt gewöhnlich eine Aura der Melancholie. Die grossen Orchester aus der einzigen Zeit, in welcher Jazz die populäre amerikanische Musik war, verschwanden nach 1945 mehr und mehr. Sie hatten ihre ökonomische Grundlage verloren, und künstlerisch gerieten sie unter den Druck eines neuen, «modernen Jazz», des Bebop. Der Essayist Gene Lees schrieb darüber einen schönen Text mit dem Titel «Pavilion in the Rain», und damit meinte er mehr als jene Musikpavillons, um die sich die Swing-Fans noch in den Kriegsjahren abends scharten. Nun brach die TV-Ära an. Die Big Bands des Swing waren nicht nur «grosse Orchester», sondern Klangkörper, die durch den Kontrast der Sätze lebten, der Trompeten, der Posaunen, der reeds (der Blattbläser an Saxofonen und Klarinetten), angetrieben durch dynamische Rhythmusgruppen. Fortan nannten sich grosse Formationen im Jazz Orchester, von Stan Kenton über Gil Evans bis zu George Gruntz, Maria Schneider und Mathias Rüegg. Sind Big Bands endgültig Geschichte?

Hier ist eine, die den melancholischen Schleier um das alte Format in Fetzen reisst. Seine aktuelle Band nennt der Thurgauer Flügelhornist Dani Felber Big Band Explosion, und damit ist schon gesagt, aus welcher Ecke hier der Wind weht: aus der Richtung jener Formation, die als Count Basies «Neues Testament» bekannt wurde (im Gegensatz zum «Alten Testament» aus den dreissiger Jahren). Eine seiner berühmtesten LPs hiess «The Atomic Mr. Basie», ein Eckpfeiler der Band war der Tenorsaxofonist Frank Foster, und dass Felber in seine CD Neal Heftis legendären Knaller «Whirly Bird» einbaut, ist ebenso wenig Zufall wie, dass die Scheibe seinem 2011 verstorbenen Freund Foster und vielen von dessen Kompositionen gewidmet ist.

Felber animiert sein Ensemble zu unmusealem Drive und Punch. Nostalgische Patina verstiebt in alle Ecken. Keine Musik, bei der wir ins Grübeln geraten: *blowin' the blues away*. Nicht zuletzt wegen der fulminanten Soli der besonders prominent präsenten Brad Leali am Alt- und Eric Marienthal am Tenorsaxofon.



Dani Felber Big Band  
Explosion: Thank you, Fos!  
Musiques Suisses MGB Jazz 9

## Top 10 des Jahres 2012

### Knorr's Liste

1	<b>Amour</b> Regie: Michael Haneke	★★★★★
2	<b>The Dark Knight Rises</b> Regie: Christopher Nolan	★★★★★
3	<b>Moonrise Kingdom</b> Regie: Wes Anderson	★★★★★
4	<b>Hugo</b> Regie: Martin Scorsese	★★★★★
5	<b>Tyrannosaur</b> Regie: Paddy Considine	★★★★★
6	<b>Mientras duermes</b> Regie: Jaume Balagueró	★★★★★
7	<b>Argo</b> Regie: Ben Affleck	★★★★★
8	<b>Life of Pi</b> Regie: Ang Lee	★★★★★
9	<b>Intouchables</b> Regie: O. Nakache / E. Toledano	★★★★☆
10	<b>Cloud Atlas</b> Regie: Wachowskis/Tykwer	★★★★☆

### Kinozuschauer

1	<b>Intouchables</b>	1 429 084
Regie: O. Nakache / E. Toledano		
2	<b>Skyfall</b>	1 073 093
Regie: Sam Mendes		
3	<b>Ice Age 4</b>	700 988
Regie: S. Martino / M. Thurmeier <sup>1</sup>		
4	<b>Madagascar 3</b>	444 254
Regie: E. Darnell / T. McGrath		
5	<b>The Dark Knight Rises</b>	313 016
Regie: Christopher Nolan		
6	<b>Twilight: Breaking Dawn, Teil 2</b>	312 419
Regie: Bill Condon		
7	<b>Ted</b>	279 411
Regie: Seth MacFarlane		
8	<b>American Pie: Reunion</b>	260 111
Regie: Jon Hurwitz		
9	<b>The Hobbit</b>	237 693
Regie: Peter Jackson		
10	<b>The Dictator</b>	217 326
Regie: Larry Charles		

Quelle: Pro Cinema; Zuschauerzahlen bis 26.12.2012

### DVD-Verkäufe

1	<b>Intouchables (TBA)</b>
2	<b>Breaking Dawn, Teil 1 (Ascot Elite)</b>
3	<b>Ice Age 4 (Fox)</b>
4	<b>The Avengers (Disney)</b>
5	<b>Sherlock Holmes (Warner)</b>
6	<b>Ted (Universal)</b>
7	<b>The Dark Knight Rises (Warner)</b>
8	<b>Hunger Games (Impuls)</b>
9	<b>Snow White and the Hunts. (Universal)</b>
10	<b>Battleship (Universal)</b>

Quelle: Media Control



Kochen für Mitterrand persönlich: Hortense Laborie (Catherine Frot).

### Kino

## Luftig wie ein Soufflé

«Les saveurs du Palais» erzählt mit kulinarischem Esprit von den Erfahrungen einer Köchin im Elysée.

Von Wolfram Knorr

Man stelle sich einen deutschen Film über meine Kanzlerin und ihre Vorliebe für Hausmannskost vor, etwa Angela Merkel und ihr Grünkohleintopf mit Mettwurst. Lieber nicht, denn der deutsche Film hat weder zum Essen ein Verhältnis noch zu Staatsoberhäuptern. In Frankreich dagegen ist das anders. Da wird beides gerne und genüsslich aufbereitet. Das Essen sowieso und das Wirken von Politikern erst kürzlich in «Le Ministre – L'exercice de l'Etat». Der französische Film hat auch nicht die geringste Scheu, mal Regierungschefs mit der Kochkunst zu verknüpfen, wie in «Les saveurs du Palais» von Christian Vincent («Les enfants»). Das Ergebnis mag kein cineastisches Kunstwerk sein, aber Eleganz, Esprit und Ironie sind die Zutaten, die daraus

ein Gericht von souveräner Kulinarik machen, luftig wie ein Soufflé.

Nach der Biografie von Danièle Mazet-Delpeuch, Leibköchin von Präsident François Mitterrand, der für seine privaten Mahlzeiten bodenständige Gerichte aus der Kindheit verlangte, geht es im Film um die Erlebnisse von Hortense Laborie (Catherine Frot), die aus der idyllischen Provinz in den Elysée-Palast engagiert wird, um dem Präsidenten (Jean D'Ormesson) zu kredenzen.

Der Traum, für den höchsten Amtsträger persönlich zu kochen, erweist sich allerdings auch als Albtraum. Im Reich des Wohlgeschmacks, von Männern dominiert, wimmelt's von Neidhummeln und lähmenden Bürokraten. Die Palasthierarchie ist durchwirkt von Intriganten, Dünkelheinis, Erbsenzählern, Diätbiestern.

Christian Vincent und Co-Autor Etienne Comar schildern den Aufstieg von Hortense hinter die pompösen Küchen des Elysée-Kellers mit leichtfüßiger Ironie, misstrauisch beäugt vom Chef de Cuisine und seiner Brigade und hochsnäsig kontrolliert von Beamten aus den oberen Etagen.

Neben beschwingt süffisanten Beobachtungen über Macho-Allüren an den Herden sind Hortense' Gerichte vom Rinderfilet im Salzmantel bis zu mit Lachs gefüllten Wirsingblättern nicht nur eine Augenweide, von Kamera-



Eleganz und Ironie: «Les saveurs du Palais».

mann Laurent Dailland saftig ins Bild gebracht. Die sinnliche Qualität potenziert Catherine Frot mit ihrem verschmitzten Gesicht eines gefüllten Milchbrötchens mit Rosinenaugen. Sie ist umwerfend, ein Genuss, und entschädigt für Jean D'Ormesson als Präsident, der eher einem Opa ähnelt als einem Premier. Wenn er allerdings, von Diäten seiner Leibärzte traktiert, eines Nachts in die Küche kommt und Hortense ihm ein Brot, mit Trüffel belegt, anbietet und dazu ein Glas Rayas-Châteauneuf-du-Pape, Jahrgang 1969, gewinnt auch er Format – in einem Moment von einsamer, genussvoller Kumpanei. ★★★★★☆

## Weitere Premiere

**Oh Boy** — Wer kennt das nicht? Man steht in einer dieser Coffeeshop-Ketten-Filialen, will einen Kaffee und wird mit einer verwirrenden Auswahl von Sorten und Zubereitungen konfrontiert, bis man sich am Ende in diesem Irrsinn der Vielfalt verloren hat. So steht Niko Fischer (Tom Schilling), der eigentlich allen Problemen ausweicht, in einem Berliner Café vor diesem Problem. Am Ende verweigert ihm die Bedienung sowieso jeden Kaffee. Ihm fehlen selbst für den günstigsten ein paar Cents; gäbe sie nach, stünden «morgen gleich zwei Penner» vor ihr, die ihren Kaffee umsonst haben wollten.

Niko, Ende zwanzig, abgebrochenes Jura-Studium, ist eigentlich der Typ aus den Metropolen Paris, London oder New York. Wie Jean-Pierre Léaud zum Beispiel, der Bohémien im legendären Jean-Eustache-Film «La maman et la putain» (1973). Doch Niko ist kein Produkt des Pariser Quartier Latin, ein trauriger Held zwischen Bett, Kaffee und Zigaretten, sondern ein Bruder im Geist aus Berlin! Was einst für Léaud Paris war, ist für Niko Berlin: das urbane Lebensgefühl zwischen Engagement und Anpassung. Der Vater (Ulrich Noethen), erfolgreicher Jurist und Golf-Fatzke, hat ihm das Konto gesperrt, mit der Freundin ist es auch nix mehr, und ein Psychologe bescheinigt ihm

«emotionale Unausgeglichenheit». Niko ist das wurscht, er lässt sich treiben, scheut jeden Zwang zu Leistung und Geldverdienen. Niko ist eine Kunstfigur und gerade deshalb ein so wahres Abbild jener grossstädtischen Bohémiens, die zwar die Ideen-, Reiz- und Wunschwelt der Überflusgesellschaft ablehnen, aber sich in ihr eingerichtet haben, nach dem Motto: Platz ist auch hier für Selbstverwirklichung.

Jan Ole Gerster (Regie und Drehbuch), lange Jahre Assistent von Wolfgang Becker («Good



**Sehenswert:** Tom Schilling (t.) in «Oh Boy».

Bye, Lenin!»), hat mit seinem Erstling auch den ersten deutschen Film über ein Grosstadt-Feeling geschaffen – und genau deshalb ist seine Figur so überzeugend und authentisch. In magisches Schwarzweiss gebettet, widerspiegelt Niko Lokalkolorit. Als liege, leicht zerzauselt, jugendliche Feinnervigkeit und zugleich die Müdigkeit vieler Anpassungsversuche auf seinen Lidern, flaniert Niko eher maulfaul durch eine urbane Welt, die selbst, bei aller Geschäftigkeit, kein Ziel zu erkennen gibt.

Tom Schilling verkörpert den Typus absolut überzeugend. Auch die skurrilen Figuren, denen der Flaneur begegnet, und die Dialoge, die sich daraus entwickeln, sind von erstaunlicher Unverkrampftheit, auch wenn manche Szenen – wie etwa die mit dem Psychologen – Gefahr laufen, zur blossen Kabarettnummer zu werden. Ein sehr sehenswerter Film (läuft ab 10.1.). ★★★★★☆

## Fragen Sie Knorr

**Demnächst kommt ein Film über Hitchcock und seinen legendären Thriller «Psycho» ins Kino. Stimmt es, dass «Psycho» wegen möglicher Nachahmung heftig in die Kritik geriet?**



Ja, es hagelte Vorwürfe; schon Hitchcocks Studio Paramount verweigerte ihm im Vorfeld die Finanzen. Danach waren die Medien ziemlich ungnädig, und «Hitch» erhielt zahlreiche Briefe. Heute würde allerdings kein Regisseur mehr wagen, so gelassen und witzig zu

reagieren wie er nach dem Brief einer (angeblichen) Mutter, die ihm schrieb, ihre Tochter sei nach «Les diaboliques» (ein französischer Thriller und «Hitch» Inspirationsquelle) in keine Badewanne mehr und nach «Psycho» unter keine Dusche mehr gegangen. «Die Frau fragte mich», so «Hitch», «was sie mit ihrer Tochter machen solle. Nun, ich habe keine Zeit verschwendet. Ich schickte ihr gleich ein Telegramm mit den Worten: «Geben Sie sie in die Reinigung.»»

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Tessiner Überflieger

Von Pia Reinacher

Er ist der brillianteste unter den Moderatoren des Schweizer Fernsehens. Man kann ihn in einem Atemzug mit internationalen Grössen wie der legendären Anne Sinclair (TF 1), dem quecksilbriggen Bruno Vespa (RAI 1) oder dem ministrantenartigen Günther Jauch (ARD) nennen: Wenn der Tessiner Michele Fazioli am Sonntagabend auf RSI in der Gesprächssendung «Controluce» Gäste aus Kultur, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft empfängt, ist das für den Zuschauer ein Glücksfall. Mit einer Mischung aus feinsinnig insistierender Höflichkeit, rhetorischer Spielfreude, bravouröser Bildung und listiger Geistesgegenwärtigkeit führt er vor, was Gesprächssendungen am Fernsehen wirklich bieten könnten – wenn sie es denn könnten.

Wie keinem anderen gelingt es dem Tessiner, Unterhaltung, Neugierde und Anregung geistreich zu verbinden. Dabei entlockt er seinen Gästen verborgene Lebensgeheimnisse und entlarvt ganz leicht hin, was herausragende Menschen antreibt. Ob das nun Persönlichkeiten sind wie die Schauspielerin Ornella Muti, Schriftsteller wie Umberto Eco, italienische Intellektuelle wie die Kommunistin Rossana Rossanda, der neue ETH-Rektor Lino Guzzella, der Chefredaktor der *Zeit*, Giovanni di Lorenzo, oder Bundesrätin Simonetta Sommaruga: Immer gelingt Fazioli ein ungewöhnliches Gespräch auf Augenhöhe. Längst hat «Controluce» mit den regionalen, nationalen und internationalen Gästen, unter denen viele Frauen sind, sämtliche analogen Formate des Deutschschweizer Fernsehens überflügelt. «Controluce» hat spektakuläre Einschaltquoten, der Marktanteil beträgt 25 bis 30 Prozent, wobei Spitzenwerte von 40 Prozent keine Seltenheit sind. Davon können der 68-jährige Schawinski (Marktanteil 2012: 16,4 Prozent), die «Sternstunde Philosophie» (7,5 Prozent) oder der «Literaturclub» (Marktanteil unter neuem Konzept 2012: 7,6 Prozent) nur träumen.

Trotzdem schickt die SRG Michele Fazioli jetzt mit 65 ordentlich in Pension. Am 6. Januar präsentiert er seine letzte Sendung. Offenbar gelten für Deutschschweizer und Tessiner Moderatoren unterschiedliche Bedingungen – ob mit oder mit nur mässigem Erfolg.

**Controluce:** mit Michele Fazioli, Sonntag, 19.15 Uhr, RSI LA 1

# Der Mann ohne Schatten

Der neue Intendant Andreas Homoki über eine neue Ära am Zürcher Opernhaus. Von Hildegard Schwaninger



«Die Menschen sind wahnsinnig nett»: Intendant Homoki.

**H**ochbetrieb im Opernhaus Zürich: Andreas Homokis Sekretariat bereitet die Reise nach London vor, wo die Produktion «Der fliegende Holländer» aufgeführt werden soll, auf der Bühne wird gerade Frank Schwemmers «Schatzinsel» gezeigt. Der Zuschauer-raum ist voll besetzt mit Schulkindern, die nach zweieinhalb Stunden Kinderoper vor Begeisterung ausflippen und «Zugabe» brüllen. Wenn das die Zukunft ist – na dann! Andreas Homoki, Intendant seit einem Vierteljahr, empfängt zum Interview in seinem Büro.

## Herr Homoki, wie geht es Ihnen?

Ich bin zufrieden. Wir wohnen in Zollikon, unser Sohn geht in Zürich ins Gymnasium. Zürich hat uns sehr gut aufgenommen. Die Menschen sind wahnsinnig nett, das spürt auch meine Frau im täglichen Leben beim Einkaufen.

## Haben Sie hier schon einen Freundeskreis?

Adolf Muschg kenne ich noch aus Berlin, wo er Präsident der Akademie der Künste war, durch ihn habe ich alt Bundesrat Moritz Leuenberger kennengelernt. Ich kenne den Kunsthaus-Direktor Christoph Becker und Elmar Weingarten, aber auch ein paar gar nicht berühmte Leute. In der Tonhalle war ich leider noch nie. Das Opernhaus absorbiert viel Energie, und man ist auch froh, wenn man abends mal zu Hause ist.

**Alles ist neu am Zürcher Opernhaus. Es war ein klarer Schnitt, der Schatten ihres Vorgängers Alexander Pereira, der das Haus 21 Jahre lang prägte, ist weg. Was charakterisiert die neue Ära?**

Wir brauchen Zeit, denn wir sind alle neu hier, und vieles muss sich finden. Das Haus ist toll. Die Dirigenten, Regisseure, Bühnenbildner, Sänger erleben etwas, was das Publikum nicht sieht: wie gut und ernsthaft sich die Künstler hier aufgenommen fühlen. Das Zürcher Opernhaus ist ein sehr leistungsfähiges Haus mit vielen Spielstätten, grossen Werkstätten. Ein tolles Instrument – und jetzt kommt halt ein neuer Pianist, der spielt. **Sie haben zehn Jahre Erfahrung als Intendant der Komischen Oper Berlin, werden aber von vielen als Künstler wahrgenommen, dem man vor allem die Sponsorsuche weniger zutraut. Welche Fehler dürfen Sie nicht machen?**

Was es bei mir nicht geben darf, sind rote Zahlen. Sponsorsuche ist harte Arbeit, die einer grossen Organisation bedarf, die mir zuarbeitet. Das ersetzt natürlich nicht das persönliche Gespräch mit den Sponsoren, bei denen es sich ja meist um hochinteressante Leute handelt. Und bei den Sängerbesetzungen darf es keine Kompromisse geben. Ich habe das ganz klare Ziel, die Erwartungen zu übertreffen.

**Die Liste der Sänger, die hier auftreten, ist beeindruckend.**

Waltraut Meier wird in der Wiederaufnahme von «Cavalleria rusticana» die Santuzza singen, Edita Gruberova haben wir in gleich zwei Produktionen, Peter Mattei singt den Don Giovanni, und Bryn Terfel, der im «Fliegenden Holländer» erstmals in Zürich auf der Bühne steht, gefällt es hier ausgezeichnet, so dass wir schon neue Projekte haben.

## Verdi oder Wagner?

Man würde denken, dass ein deutscher Regisseur Wagner sagt, aber ich liebe auch Verdi sehr, diese frische und pralle Dramaturgie, die auch das Grotteske nicht scheut. Ich habe bisher sieben Verdi-Opern inszeniert, «Trovatore» sogar zweimal, und erst vier Wagner-Opern.

**Mit dem «Ring des Nibelungen», der im Kreis Ihrer Inszenierungen noch fehlt, werden Sie wohl in Zürich debütieren?**

(Schweigen)

**Wie feiert man Richard Wagners 200. Geburtstag am 22. Mai?**

Der Mozart-Biograf Wolfgang Hildesheimer sagte einmal überspitzt, man würde Mozart am meisten ehren, indem man ihn im Mozart-Jahr gar nicht spielt. Das könnte auch für Wagner gelten. Es gibt Opernhäuser, die im kommenden Jahr sämtliche Wagner-Opern präsentieren. Da machen wir nicht mit, denn naturgemäss reissen sich alle um die gleichen Sänger. Daher wird es ein spezielles Projekt im «Schiffbau» geben, das wir im Rahmen der Festspiele Zürich mit dem Schauspielhaus koproduzieren. Richard Wagner hatte zu Zürich, wo er sieben Jahre lebte, eine besondere Beziehung. Kürzlich war ich im «Baur au Lac», Michel Rey, der Direktor, hat mich zum Mittagessen eingeladen und mir den Saal gezeigt, wo die Uraufführung vom 1. Akt der «Walküre» stattgefunden hatte. Franz Liszt sass damals am Klavier, und Wagner selbst hat zwei Rollen gesungen, den Siegmund und den Hunding. Das hat mich schon beeindruckt, denn es zeigt, dass Zürich in Wagners Leben ein Ort des Unfertigen und Werkstatthaften war.

**Haben Sie schon eine Einladung zum Sechseläuten?**

Dieses Jahr musste ich die Einladung absagen, weil ich dann in New York sein werde, wo meine Inszenierung von Marc-Antoine Charpentiers «David et Jonathas» gezeigt wird, die ich für Aix-en-Provence machte. Aber 2014 marschiere ich mit. Als Gast der Gesellschaft zur Constaffel.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Mit Blaulicht

Die Buchhalterin Sophie Clark, 32, und der Boutiquenbesitzer Karl Wood, 37, wissen, wie man eine Traumhochzeit überlebt.



«Eine Kutsche? Um Himmels willen!»: Brautpaar Wood-Clark.

**Sophie:** Ich verbrachte mehrere Jahre mit der Vorbereitung für den grossen Tag, und mein Äusseres war mir dabei das Wichtigste. Ich wollte nicht nur eine Prinzessin sein, sondern auch so aussehen: In der Frisur thronte ein Diadem, um die Schultern lag ein Cape aus roséfarbenen Straussenfedern. Ich fühlte mich königlich, und auf dem Weg zur Kirche sassen mein Vater und ich in einer märchenhaften Aschenputtelkutsche. Doch dann war plötzlich ein Knall zu hören, und die Pferde brannten durch. In wildem Galopp schossen sie eine Strasse entlang, die steil in die Tiefe führte, direkt auf einen unbewachten Bahnübergang zu. Ich spürte instinktiv, dass unser Leben in Gefahr war. Mein Vater stiess mich im letzten Moment aus dem dahinrasenden Gefährt, bevor er sich selbst aus der Kutsche stürzte.

**Karl:** Die Hochzeitsnacht verlief deprimierend. Meine Verlobte erlitt schwere Verletzungen an Beinen und Kopf, und auch ihr Vater wurde mit Blaulicht ins Spital gefahren. Anstelle von Champagner tranken wir lauwarmen Tee aus Plastikbechern.

**Sophie:** In meinem hässlichen Krankenhausnachthemd machte ich mir zum Thema Eitelkeit ein paar Gedanken. Aber dann er-

klärten mir die Ärzte, dass mir mein kostbarer – mit Metallstäben verstärkter – Seidenbustier vermutlich das Leben gerettet habe. Wie ein Panzer hat er den furchtbaren Sturz gelindert. Nach dieser Nachricht war ich mit dem Schicksal beinahe wieder versöhnt.

**Karl:** Unsere Geschichte kam in den Zeitungen, was zur Folge hatte, dass sich viele Leidensgenossen meldeten. Eine Frau erzählte von ihrem Liebsten, der eine Stunde nach der Trauung tödlich verunglückte. Auch tragikomische Dinge geschehen: Schlägereien, weil unangemeldet ein Ex-Freund auftaucht, Namensverwechslungen während der Trauung, hysterische Bräute und ohnmächtige Grossmütter, zerrissene Kleider, betrunkenere Pfarrer. Wir liessen uns nicht abhalten und begannen bald erneut mit der Planung. Das zweite Mal klappte alles wie am Schnürchen.

**Sophie:** Eine Kutsche? Um Himmels willen! Ich fuhr in einem blumengeschmückten Rolls-Royce vor.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Wahrheitsserum

Von Andreas Thiel — Neulich mit Eveline Widmer-Schlumpf an der Bar.



**Thiel:** Frau Widmer-Schlumpf, was bleibt vom Bankgeheimnis noch übrig, nachdem man Sie damit betraut hat, es gegenüber dem Ausland zu verteidigen?

**Widmer-Schlumpf:** Zum Glück nichts mehr.  
**Thiel:** Zum Glück?

**Widmer-Schlumpf:** Ja, das Bankgeheimnis war eine harte Nuss. Aber wir haben es geknackt.

**Thiel:** Das scheint Sie zu freuen.

**Widmer-Schlumpf:** Natürlich, der Bürger wird nun dem Staat über jeden einzelnen Franken Rechenschaft ablegen müssen.

**Thiel:** Sie haben es auf das Geld der Bürger abgesehen?

**Widmer-Schlumpf:** Was sonst? Denken Sie, wir Politiker reisen nur so zum Spass mit dem Privatjet in der ganzen Welt rum? Wir wollen Geld sehen.

**Thiel:** Aber die Regierungen sollten doch das Geld ihrer Bürger schützen.

**Widmer-Schlumpf:** Wieso? Die Regierung ist keine Bank. Die Regierung ist eine Steuerbehörde. Und der grösste Traum jeder Steuerbehörde ist es nun mal, so viel Steuern eintreiben zu können, wie sie will.

**Thiel:** Streben Sie deshalb den automatischen Austausch von Bankkundendaten mit anderen Ländern an, damit sich die Steuerbehörden aller Regierungen beliebig bei den Bankkonten ihrer Bürger bedienen können?

**Widmer-Schlumpf:** Die Hand der einen Regierung wäscht die Hand der anderen.

**Thiel:** Aber was haben Sie davon, wenn Sie Ausländer verpfeifen?

**Widmer-Schlumpf:** Nichts. Aber die anderen Regierungen sind mir dann auch mal einen Gefallen schuldig.

**Thiel:** Stimmt es, dass Sie eine Einzelmitgliedschaft in der EU beantragt haben?

**Widmer-Schlumpf:** Nur für den Fall, dass ich wegen Landesverrates aus der Schweiz geworfen werde. Der Drink ist übrigens sehr erfrischend. Wie heisst der?

**Thiel:** Bloody Verity.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Ein Bandol für alle Lagen

Von Peter Rüedi



Es stimmt schon: Es gibt Weine, die wollen dort getrunken werden, wo sie wachsen. Nicht dass der Transport sie ruinieren würde. Sondern weil sie von der Stimmung abhängen, vom Ambiente, von lockerem Urlaubsglück und heiterer Gesellschaft. Wer erinnerte sich nicht an jene Veltliner, die in der Skihütte fabelhaft schmeckten oder doch zumindest passabel und die, im Tiefland ohne Höhenbonus probiert, in hohem Bogen im Essig landeten. Vergleichbares kann einem mit Mitbringseln aus Sommerferien passieren. Lange war der Bandol, der Provenzale aus der kleinen Appellation zwischen Marseille und Toulon, ein solcher Roter, dem das Süd-Nord-Gefälle schlecht bekam.

Die Zeiten sind vorbei. Inzwischen gibt es eine ganze Reihe dieser Weine (auf Mourvèdre-Basis, meist mit Grenache und Cinsault, gelegentlich ein bisschen Syrah verschnitten), die jeden Vergleich zu jeder Zeit an jedem Ort aus- und den glücklichsten Erinnerungen standhalten. Allen voran die Bandols der Domaine Tempier, die unter der Direktion von Daniel Ravier seit 2000 Jahr für Jahr besser werden und der Besitzerfamilie Peyraud einen Spitzenplatz in der provenzalischen Rangliste verschafften (nicht zu reden von der lokalen von Bandol). Auf den Südhängen (meist nördlich der A 50/57 zwischen Toulon und Marseille) bringen alte Reben grosse, langlebige, vielschichtige und doch zugängliche Weine hervor, intensiv und dicht, im Gleichgewicht zwischen Frucht, grosser Frische und mineralischem Pfiff und Pfeffer.

Eine der Lagen heisst La Migoua. Den 2010er jetzt schon zu versuchen, ist zwar ein Vergehen, das unter die die Pädophilie betreffenden Paragraphen fällt. Aber nach zweistündigem Dekantieren wird jetzt schon ahnbar, zu welcher Form dieser Wein noch auflaufen wird, wenn er, *as time goes by*, etwas domestizierter auftritt, die Tannine ein bisschen runder geworden sind. Grosse Klasse. Die hat zwar auch ihren Preis. Er bewegt sich in der Gegend valabler Châteauneufs, mit denen «La Migoua» auch zu vergleichen ist.

Domaine Tempier: Bandol La Migoua 2010.  
14,5%. Divo. Fr. 43.20 (für Mitglieder). www.divo.ch

## Der Spion, der aus der Kälte kam

Von Jürg Zbinden

1 — Das Jeans-Kultlabel Replay, 1981 vom italienischen Designer Claudio Buziol gegründet, hat im Gegensatz zu andern Marken überlebt. Heute spricht nämlich niemand mehr von Fiorucci oder Chevignon, doch Replay ist – wenn auch nicht so gross wie etwa Diesel – noch immer gut dabei. Die Herbst/Winter-Kollektion 2012/13 schaut noch etwas weiter zurück als auf die achtziger Jahre: *Back to the hippies* mit «Easy Rider», lautet das Motto. Das kurzärmelige Ladies-T-Shirt verspricht ein wenig vollmundig: «I'll keep you warm baby». Das bisschen Wärme kostet Fr. 49.–. Im ausgewählten Fachhandel erhältlich.

2 — Die graublaue Daunenjacke «Orpheus» mit Applikationen aus butterweichem Nappaleder hat es in sich: Die Füllung aus achtzig Prozent Daunen und zwanzig Prozent Federn hält allen winterkalten Temperaturen stand. Der Oberstoff besteht aus einhundert Prozent Schurwolle. Die Traumjacke kostet Fr. 899.–. Die entsprechende Daunenweste «Olindo» in Marine kostet Fr. 599.–, sie lässt sich komfortabel über einem Sakko tragen. Jacke und Weste sind in Windsor-Stores, im ausgewählten Fachhandel oder im neuen Online-Shop auf [www.windsor.de](http://www.windsor.de) zu kaufen.

3 — Sie gehört zu den raren Beeren der Welt – die Nordic Berry. Die goldorange Frucht aus dem hohen Norden ist hierzulande noch ein echter Geheimtipp. Vollgepackt mit Vitaminen, Mineralien und Antioxidantien, reiht sie sich ein in die Riege der Powerfrüchte. Als echtes Nordlicht liebt sie Extreme. Die kleine Beere gilt als Überbleibsel aus der Eiszeit und ist daher äusserst widerstandsfähig. Sie trotzt selbst den unnachgiebigen arktischen Wetterbedingungen und überlebt Temperaturen von bis zu minus vierzig Grad Celsius. Neutrogena bringt in Zusammenarbeit mit Dermatologen eine komplette Linie um die nordische Beere auf den Markt. Die Linie umfasst eine Bodylotion, einen Bodybalsam, eine Fusscreme, eine Lippenpflege sowie die abgebildete Handcreme für trockene, beanspruchte Hände (auch für empfindliche Haut geeignet). Die Powerfrucht erhöht das Feuchtigkeitsniveau der Haut um das Dreifache und stärkt sie nachweislich. Ab Februar 2013 ist die neue Pflegeserie in Apotheken, Drogerien und bei Coop erhältlich.

1



2



3





Auto

## Die gelbe Gefahr

Was die Art der Lackierung bei einem Bentley Continental GT Speed für Folgen hat. Von David Schnapp

Wer auf sein Erscheinungsbild Wert legt, der achtet nicht nur darauf, was er fährt, sondern auch, wie er es fährt. Hier kommt der Wahl der Farbe grösstmögliche Bedeutung zu. Einen Bentley Continental GT Speed in Knallgelb zu bestellen, spricht für das gesunde Selbstbewusstsein des Besitzers. Der Continental ist an sich ja schon ein Auto, das sich seiner Umwelt durch Opulenz mitteilt: 2320 Kilogramm Leergewicht, 12-Zylinder-Motor mit Doppelturboaufladung, Allradantrieb und einen Vorwärtsdrang, der sich über physikalische Grundgesetze lustig zu machen scheint. Wenn schon bei 1700 Umdrehungen 800 Newtonmeter zur Verfügung stehen, hat man wirklich nicht das Gefühl, einen Wagen zu lenken, der so schwer ist wie ein kleiner Transporter.

Und dann das Ganze, wie gesagt, in: K-n-a-l-l-g-e-l-b, «Continental Yellow», um genau zu sein. In dieser Farbe sind in der Schweiz höchstens Postautos lackiert, aber in aller Regel keine Luxus-Coupés. Aber den Leuten schien es zu gefallen. Ich bekam an Tankstellen oder auf Parkplätzen Komplimente für meinen Mut, so ein Auto nicht in Schwarz oder Silber bestellt zu haben, sondern in: *Gelb!* Das spricht für Selbstbewusstsein, etwas britische Verschrobenheit und den Mut, sich nicht allen unnötigen gesellschaftlichen Konventionen kritiklos unterzuordnen. Denn wie viel schöner sähe es auf unseren Strassen aus, wenn mehr Autos in schönen Gelb-, Blau- oder Rottönen darauf verkehren würden.

mente für meinen Mut, so ein Auto nicht in Schwarz oder Silber bestellt zu haben, sondern in: *Gelb!* Das spricht für Selbstbewusstsein, etwas britische Verschrobenheit und den Mut, sich nicht allen unnötigen gesellschaftlichen Konventionen kritiklos unterzuordnen. Denn wie viel schöner sähe es auf unseren Strassen aus, wenn mehr Autos in schönen Gelb-, Blau- oder Rottönen darauf verkehren würden.

### Achtung, kein Sportwagen

Es gibt übrigens ein grosses Missverständnis in Bezug auf die höchst erfolgreiche Continental-GT-Baureihe von Bentley. Denn trotz der Motorenleistung, die füllhornartig ausgeschüttet wird, sind die Zweitürer der britischen Edelmarke keine Sportwagen. Selbst mit einem GT Speed, dem schnellsten und stärksten je gebauten Serien-Bentley, jagt man nicht in erster Linie Pässe hoch – wozu auch? Es geht nur um die Sicherheit, dass man es könnte. Schnell fahren, zum Beispiel. Oder das Auto in einer Farbe lackieren lassen, bei der die meisten von der Angst vor dem sinkenden Wiederverkaufswert gepackt werden.

Wenn man dieses Selbstbewusstsein hat, gerät man vermutlich auch nicht mehr wie ich, der die gelbe Gefahr nur ein paar Tage fahren durfte, in Versuchung, sein Wissen über die Möglichkeiten des Wagens tatsächlich in Gaspedalbefehle umzusetzen.

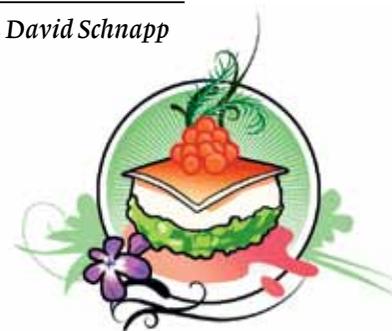
### Bentley Continental GT Speed

Hubraum: 5998 ccm, Leistung: 625 PS,  
Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h  
Preis: 332 400.–

Zu Tisch

## Klaus wer?

Von David Schnapp



Einer der Gastköche am diesjährigen Gourmet-Festival in St. Moritz ist ein gewisser Klaus Erfort. Klaus wer?, mögen manche Schweizer Feinschmecker sagen. Dabei erreicht man Erfort und sein «Gästehaus» in Saarbrücken von Zürich aus in rund dreieinhalb Autostunden. Der Weg lohnt sich, Erforts moderne, aber auf klassischen Grundlagen aufgebaute Küche ist ein Ereignis aus Präzision und Reduktion. Erfort, Jahrgang 1972, eröffnete sein Restaurant 2002, und schon nach sechs Jahren hatte er den dritten Michelin-Stern an der Wand; der «Gault Millau» gab ihm 2011 19,5 von 20 Punkten – eine sehr seltene Höchstnote.

Wir besuchen Klaus Erfort kurz vor Weihnachten, und das Menü beginnt mit kleinen Darreichungen, wobei der Höhepunkt eine mit Soja marinierte Auster ist, auf der geeiste Äpfelchen liegen. Sogar jemand, der Austern nicht mag, entwickelt hier Freude an der luxuriösen Muschel. Es folgt eine Gänseleber, die mit schwarzen Nüssen und einem Quittengelee zur Terrine geschichtet wurde und die auf kleinstem Raum sozusagen vorführte, warum Erfort ganz oben mitkochte: Hier zeigen sich höchste handwerkliche Präzision und die Reduktion auf das, was geschmacklich wesentlich ist. Dieses Prinzip lässt sich auf alle folgenden Gerichte übertragen. Viele Köche sind zu Beginn eines Menüs am stärksten, wenn die kalten, gut vorzubereitenden Gänge geschickt werden. Bei Erfort hingegen erlebt man eine stetige Steigerung, weil der Schwerpunkt auf der Tiefe der Aromen liegt. Zum Beispiel beim Steinbutt mit Senf und Rosenkohl oder schliesslich beim Hirschkalbrücken an einem Randen-Curry-Jus.

Die Desserts übrigens, eine Landschaft aus Tansania-Zartbitterschokolade sowie ein in flüssigem Stickstoff erzeugter Grapefruit-Iglu mit Mango und Avocado, gehörten zum Besten, was uns in letzter Zeit an Patisserie-Arbeiten begegnet ist.

Gourmet-Festival St. Moritz: Klaus Erfort ist Gast im «Giardino Mountain», Champfèr. 28. Januar bis 1. Februar 2013. [www.stmoritz-gourmetfestival.ch](http://www.stmoritz-gourmetfestival.ch)  
Gästehaus Klaus Erfort: Mainzer Strasse 95, D-66121 Saarbrücken. Sonntags und montags geschlossen. [www.gaestehaus-erfort.de](http://www.gaestehaus-erfort.de)



«Er träufelt Magie und Romantik in den Alltag»: Waris Ahluwalia, Designer und Schauspieler.

MvH trifft

## Waris Ahluwalia

Er ist der stilvollste Mann im Unterhaltungsgeschäft.  
Unser Kolumnist befragte ihn im Spa. *Von Mark van Huissing*

Wo ich vergangene Woche war respektive was ich dort machte, erzähle ich nicht mehr (sechs Jahre Tagebuch sind genug, finde ich). Stattdessen berichte ich ab sofort jede Woche über ein Gespräch, das ich führte, beziehungsweise über einen Menschen, den ich traf (darum heisst die Spalte, Entschuldigung: Seite, neu «MvH trifft»). Und noch ein Haftungsausschluss: Früher besuchte Ihr Kolumnist den besten Anlass der Woche (das war der Entwurf auf jeden Fall), jetzt befragt er jemanden, der nichts mit der vergangenen Woche zu tun haben muss, sondern den er seit Monaten (oder Jahren) interessant findet und, im besten Fall, in Monaten oder Jahren noch immer interessant finden wird (oder wenigstens jemanden, der bereit war, ihn zu empfangen).

Der Ort, an dem ich Waris Ahluwalia befragte, war eine Premiere für mich (ich habe in der Vergangenheit bereits einige Interviews geführt, wöchentlich von 2002 bis 2007; ältere Leser mit

Elefantengedächtnis erinnern sich): am Schwimmbecken des Gstaad-«Palace»-Spa (wie geschrieben am, nicht im Schwimmbecken; dort war Harvey Weinstein, der Nubya, einer Sängerin, erklärte, wer er sei [der, der «Pulp Fiction», «The King's Speech» und ein paar andere Filme produziert hat]). Waris, auf Nennung seines Nachnamens wird in der Folge verzichtet zur leichteren Lesbarkeit des Texts, 38, geboren in Amritsar, Indien, wuchs auf und wohnt in New York, ist Schauspieler, zum Beispiel in «The Darjeeling Limited» von Wes Anderson, mit dem er befreundet ist («Waris hat coolere Freunde als Sie», *New York Magazine*), sowie Schmuckdesigner (House of Waris; «astronomisch hohe Preise», *Los Angeles Times*).

«Wie würden Sie Ihren Stil bezeichnen?» («Stilheld» stand in der *Annabelle*; in «The Little Black Jacket», einem Buch von Karl Lagerfeld und Carine Roitfeld mit Porträts von Vanessa Paradis, Uma Thurman, Kanye West sowie 105

weiteren schicken Menschen – niemand aus der Schweiz –, ist sein Foto drin.) «Als bequem, obwohl man das vielleicht nicht erwartet.» (Er trägt einen Bademantel, den man im Hotel bekommt, ein Handtuch über dem Kopf und keine Schlappen.) «Sie sind der einzige Mensch, der mit einem religiösen Symbol herumläuft, im Unterhaltungsgeschäft – wie haben Sie das geschafft?» – «Ich dachte, ich sei bloss der einzige Sikh der Branche, aber es stimmt wahrscheinlich. Ich trage Turban, seit ich 17 bin, meine Haare habe ich noch nie geschnitten. Und ich tue nichts, was mich kompromittieren würde. Es ist nicht leicht, oft ist das Unwahre verkleidet und kommt schön und süss daher.» – «Erinnern Sie mich, weshalb man als Sikh einen Turban hat.» – «Der Sikh braucht keinen Priester, der Dastar erinnert ihn daran, wer er ist.» (Bei Wikipedia liest man: «Praktizierende Sikhs, vor allem männliche Religionsanhänger, erkennt man an einem kunstvoll gebundenen Turban [Dastar]. Die Kopfbedeckung samt ungeschnittenem Haar drückt Weltzugewandtheit, Nobilität und Respekt vor der Schöpfung aus.»)

«Was ist Ihr Beruf, Schauspieler oder Schmuckentwerfer?» – «Schmuckdesigner. Und Unternehmer mit meiner Marke «House of Waris». Ich habe vor acht Jahren damit angefangen, ohne Ahnung und ohne Partner oder fremdes Geld. Heute gibt es meine Schmuckstücke, die ich zeichne, die aber hergestellt werden von Goldschmiedern in Italien und Indien, in einigen der besten Geschäfte der Welt.» – «Beschreiben Sie Ihren Schmuck, in einem Satz.» – «Er träufelt Magie und Romantik in den Alltag.» (Diese Frage hat er nicht zum ersten Mal gestellt bekommen, so sieht es aus.) «Kaufen Sie gerne ein?» – «Nein.» – «Wenn Sie Kleidung einkaufen, dann von der Stange oder auf Mass geschneidert?» – «Auf Mass. Und Vintage.» (Seine Schneider sind Doyle + Mueser, New York, und East West Tailors, Jaipur; an die später am Abend stattfindende Veranstaltung kam er in einem schwarzen Anzug, einem weissen Hemd, vier Knöpfe weit offen, lachsfarbenen Desert-Boots und elektrisch blauen Socken; Dresscode war *black tie*.) «Welches ist das wichtigste Kleidungsstück des Mannes?» – «Schwarzer Anzug im Winter, weisser Anzug im Sommer. Und Badehose das ganze Jahr, weil Nacktbaden nicht überall geht.» – «Was ist Ihre Botschaft?» (Vorsicht, es folgt ein Satz, den man sonst nicht liest in wirtschaftsfreundlichen Zeitschriften.) «Ich bin für Freihandel und alles . . . doch man sollte Mass halten beim Konsumieren – wer Dollar und Euro hat, hat Verantwortung.»

**Waris Ahluwalias liebstes Geschäft:**

The Webster, Miami Beach, Telefon +1 305 673 5548, [www.thewebstermiami.com](http://www.thewebstermiami.com)

**Sein liebstes Restaurant:** Ristorante «Pierluigi», Rom, Telefon +39 06 68 61 302, [www.pierluigi.it](http://www.pierluigi.it)

1		2		3			4		5	6	7	8	
									9				
10	11		12										
13									14				15
16							17						
									18		19		
20				21	22	23		24					
			25						26	27		28	
29		30							31				
		32						33					
				34									
35								36					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Kalendarische Explosivität

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Ganz schön verführerisch, die Kleinen, aber unschuldig. 4 Im Kopf eine Behinderung, im Sport eine Bestrafung. 9 Etwas zu lang geratene Rede, und dazu noch fehlerhaft. 10 Goethes Ballade entspricht dessen Hokusfokus während der Ausbildung. 13 Mime, durch Verstellung eine Biene darstellend. 14 Der Amerikaner hat es mit tiefer Stimme in musikalische Höhen geschafft. 16 Namentlich ein tierischer Beisser, doch Gartenfreunde mögen ihn. 18 Womit die Nuss einer typisch schweizerischen Lösung harrrt. 20 Bei ihr darf häufig geblasen werden – oder muss. 25 Auf dem Weg von dort drinnen nach hier draussen. 26 Wer dahin geht, erhält sie hierzulande automatisch. 29 Gar nicht verklemmt, dann eher schon ziemlich ungehemmt. 31 Schon eine saubere Sache, die Wanne für die intime Wonne. 32 Von aussen gesehen ist alles so. 33 Ganz schön aufregend bis aufreizend, dieses Schwingen und Kreisen mit ihr. 34 Ein Winter in Hakari stammt unter anderem aus seiner Feder. 35 Gewissermassen maritimes Grün. 36 Eine Wiederkehr, auf die sich Sänger und Sängerinnen freuen.

**Senkrecht** — 1 Chinesische Touristen stauen in dortigen Tausend-Buddha-Höhlen. 2 Zeichen zur musikalischen Aufzeichnung aus Ritterzeiten. 3 Dadurch werden müde Menschen gesünder und mitunter auch wieder munter. 4 Sozusagen das Gegenteil von 29 waagrecht. 5 Fast schon eine Perle unter den Laubbäumen, bei Goethe königlich. 6 Nur ... ist Leben, wie umgekehrt das Leben ... ist. (Jean Paul) 7 Siehe 26 waagrecht, und dies erst noch ohne Ende. 8 Wenn Briten etwas begrenzen, kommt dies heraus. 11 Tonart eines eher traurigen musikalischen Geschlechts. 12 Gänse schnattern, und dies dazu. 15 Zuviel davon macht schwerhörig. 17 Schlichtweg undenkbar: ein Chanson ohne sie. 18 Keine Zäsur, dieser Einschnitt. 19 Erst mit ihm ist die chemische Eistert-Synthese vollständig. 20 Wirklich brutal, jener Kaiser-Mörder. 21 Sein Sachverstand ist allerhand. 22 Bei der Tante herrschte ursprünglich Frieden. 23 Entlang oder, wenn's eher beliebt, von oben nach unten. 24 Derdressierte Mann ist ohne sie schlicht nicht möglich. 27 Mag süchtig machen, solche Energie. 28 Kein Produkt eines Zauberhuhns, sondern ein Küchengerät. 30 Verabreichen in britischer Manier.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 298**

	L	A	B	K	R	A	U	T		E	G	E	L	
N	A	T		E	I	N	R	E	I	H	E	R		S
I	N	T	R	I	G	A	N	T		E	N	N	I	O
K	A	A		L	I	T	E	R	A	R	I	S	C	H
I		C	R	E	D	O		O		E	T	O	N	
A	L	K	O	R		M	A	D	R	A	S		N	
S	I	E	G		S	I	N	E	U		S	K	I	S
	B		A	M	I	E	T		I	S	B	A	E	
M	E	N	T	A	L		R	E	N	T	A	B	E	L
A	R	B	E	I	T	S	A	M		I	R	E	N	E
C	I	F		D			G	I	V	E		L	O	N
H	A	L	T	U	N	G		R		L	I	N	S	E

**Waagrecht** – 1 LABKRAUT (Lab Kraut: Ordnung der Enzianartigen) 8 EGEL 11 NAT (Doktor der Naturwissenschaften) 12 EINREIHER (Herrenanzug oder: ein Reiher) 14 INTRIGANT 15 ENNIO (Morricone, Pseudonyme: Dan Savio und Leo Nichols) 17 KAA (Vera, eigentl. Kaeslin, 1982 Album "Korrekt") 18 LITERARISCH (Liter plus arisch) 19 CREDO 21 ETON 22 ALKOR (Stern im Sternbild des Grossen Wagens) 24 MADRAS 27 SIEG 28 SINEU (Ortschaft) 29 SKIS 32 AMIET (Cuno, Schweiz. Künstler) 34 ISBA (einfaches russ. Holzhaus) 36 MENTAL 38 RENTABEL 41 ARBEITSAM 42 IRENE (von griech. Eirene, der Friedensgöttin) 43 CIF (Abk. v. Cost, Insurance and Freight) 44 GIVE (= engl. geben) 45 LON (Lohn) 46 HALTUNG 47 LINSE

**Senkrecht** – 1 LANA (von hinten: anal) 2 ATTA-CKE 3 KEILER 4 RIGID 5 ANATOMIE 6 URNE 7 TETRODE 8 EHER 9 GENIESSBAR 10 ERNST (Max Ernst, dt. Maler) 11 NIKIAS (griech. Politiker und Heerführer) 13 SOHN 16 ICONI 20 ROGATE 23 LIBERIA 25 ANTRAG 26 RUIN 28 SILT (fein gemahltes Sedimentgestein) 30 KABELN 31 SELENE (griech. Göttin des Mondes) 33 MAIDU (= indian. Person; Stamm in der Sierra Nevada) 35 STIEL 36 MACH (-zahl, nach dem österr. Physiker Mach) 37 NBFL (Abk. v. Nebenfluss) 39 EMIR 40 ENOS (= engl. nose, Nase)

**Lösungswort** — **BESCHERUNG**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

*Damit Unternehmen  
dort liquide sind,  
wo sie es brauchen.  
UBS Cash Management.*



**«Best Domestic Cash Manager  
Switzerland 2012»**  
Jetzt beraten lassen:  
Telefon 0844 853 002

**Cash Management und Zahlungsverkehr  
sind unser Handwerk seit 1862.**

Mit einer Vielzahl an flexiblen und transparenten Lösungen deckt UBS sämtliche individuellen Bedürfnisse bezüglich Cash-Übersicht, Cash-Bewegung, Cash-Anlage und System-Integration optimal ab. Das bestätigt auch das renommierte Fachmagazin

Euromoney, das UBS bereits das vierte Jahr zum «Best Domestic Cash Manager Switzerland» gewählt hat. Vereinbaren Sie einen persönlichen

Termin und lassen Sie sich beraten.  
[www.ubs.com/cashmanagement](http://www.ubs.com/cashmanagement)



*Wir werden nicht ruhen*

